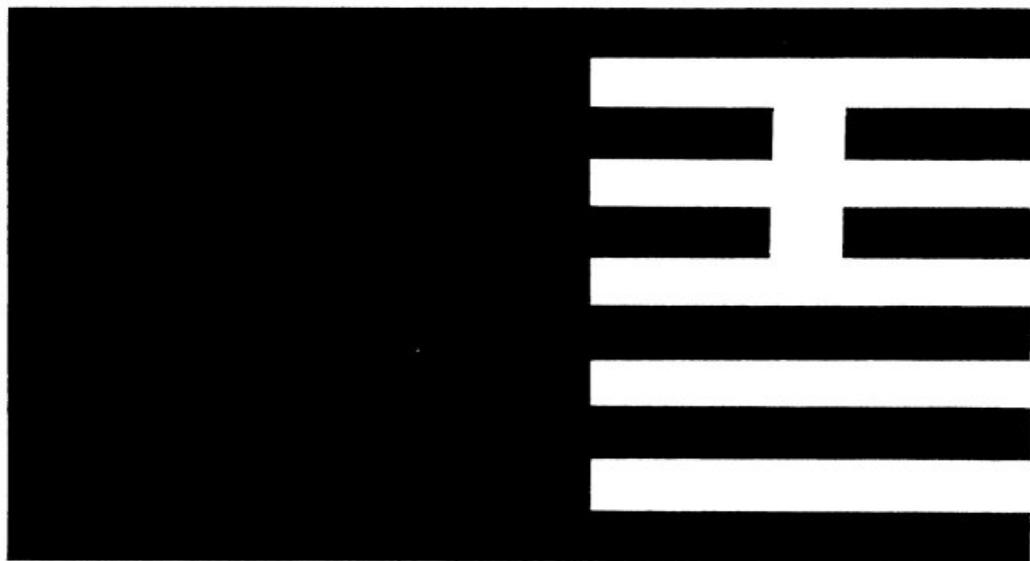


DICHTUNGSRING

Zeitschrift für Literatur

monolito



mono gramático

DICHTUNGSRING 34

Zeitschrift für Literatur
2006

ZwischenMensch

Impressum

Dichtungsring Nr. 34, 2006

Begründet 1981 von K. Alfons Knauth et al.

Herausgeber dieser Nummer

Ulrich Bergmann, Ines Hagemeyer, Gerd Willée, eje winter

Layout, Satz, Fotobearbeitung
Druck

Barbara Mundt, Anhausen
Druckerei Gerhards GmbH
In den Wiesen 22, 53227 Bonn

Redaktion und Autorengruppe

Ulrich Bergmann, Werner Brand, Ines Hagemeyer, Ingo Kottmayr, Thomas Krämer, Rita Kupfer, Barbara Mundt, Siegfried Mundt, Francisca Ricinski-Marienfild, Horst Saul, Renate Voswinkel, Gerd Willée, eje winter, Gisela Zimmer

© Copyright by den Autoren

im Internet unter

<http://www.dichtungsring-ev.de>

Die Texte des Heftes werden (außer bei Einspruch durch AutorInnen) auf der Homepage des **Dichtungsring** veröffentlicht

Thema der nächsten Ausgabe:

Empörung

Redaktionsadresse:

Dichtungsring e.V. c/o Ulrich Bergmann,
Viktoriastr. 11, 53173 Bonn

Unveröffentlichte Manuskripte erbeten an die Redaktionsadresse. Wir bitten um Verständnis, dass keine Honorare gezahlt werden können.

Preis dieser Ausgabe:

6,90 € + Versand

Hinweis:

Ab **2007 (Nr. 35 des DR)** erhöht sich der Preis für ein einzelnes Heft auf **9 € + Versand**

Bankverbindung:

Sparkasse KölnBonn
BLZ 370 501 98
Kto.Nr. 145 014 437

ISSN 0724-6412

ZwischenMensch: Versuch einer Annäherung

Das Lexem 'ZwischenMensch, subs. n.' findet sich in keinem Lexikon. Dennoch nimmt sich der DICHTUNGSRING heraus, ein Heft mit einem solchen Titel vorzustellen, ohne dabei das Genre 'Fantasy' im üblichen Sinne zu berühren.

Unbekannte Komposita werden in der Regel semantisch so bestimmt, dass man zunächst die Bedeutungen von lexikalisierten Komposita mit teilweise gleichen Bestandteilen heranzieht.

Zu ZwischenMensch ähnliche Komposita sind etwa:

- Zwischenraum
- Zwischenzeit
- Zwischenstück
- Zwischenlösung
- Zwischenwesen
- zwischenmenschlich

Das Vorderglied 'zwischen' kann offenbar verschiedene Bedeutungen tragen. 'zwischenmenschlich' ist zwar lexikalisiert, aber eine nur scheinbare Ableitung zu dem nicht-lexikalisierten 'Zwischenmensch'. Die diesem Lexem zugrundeliegende Bedeutung deckt jedoch nur einen kleinen Teil der ggf. möglichen Bedeutungsfelder ab, die zu 'ZwischenMensch' assoziierbar sind.

Das, was zwischen zwei Elementen existiert oder eingeschoben wird, hat immer die Eigenschaft 'notwendig', kann aber in Bezug auf die Nebenglieder eher minderwertig oder eher gleichwertig sein. Es kann sich um ein Versatzstück handeln, aber auch um einen notwendigen Übergang. Zwischenglieder sind immer bis zu einem gewissen Grad kontextabhängig.

In der Ideenwelt des Aristoteles mit ihrem Konzept der Vollkommenheit, der Harmonie und des Gleichmaßes, einer Ideenwelt, die oft unbewusst das Denken auch in unserer Zeit noch stark beeinflusst, hätte der Begriff des Zwischengliedes keinen Platz.

Im aristotelischen Sinn entsprechen Verbindungselemente nicht unbedingt dem Gesetz von Maß und Harmonie, sie lassen sich aber nicht vermeiden, sind vielleicht nur Provisorien, wenn auch notwendig.

Darüberhinaus ist zu berücksichtigen, dass die Überänge von Zwischengliedern zu ihren Nachbargliedern Nahtstellen sind, die mögliche oder gar gewollte Bruchstellen

sein können oder aber eine gelungene Verbindung zu einem Neuen, sei es ein positives, sei es ein negatives Neues. Diese Ambivalenz ist sprachspielerisch sehr reizvoll.

Der Dichter verwendet Sprachelemente nicht immer konventionalisiert. Die Konventionen werden oft bewusst gebrochen, was u.a. die Literarizität eines Textes ausmacht. Die so entstandenen ad-hoc-Bildungen sind notwendig ambig. Die Deutbarkeit ist wie bei den anderen nichtlexikalisierten Begriffen entsprechend wenig vorhersagbar. Literarische Texte sind also immer bis zu einem gewissen Grad verrätselt. Größere Rätselhaftigkeit bedeutet für die Dekodierung durch den Leser einen größeren Spielraum mit entsprechend mehr Spielelementen. In der verrätselten Welt des Dichters ist das Nichtlexikalisierte zu Hause.

Die aristotelische Harmonievorstellung stellt dagegen eine nach allen Seiten geordnete Regelhaftigkeit dar, die kaum Freiheit zulassen kann. Der Dichter verwandelt eine solche feste Ordnung in eine freiere, einem Korallenstock ähnliche kreative Struktur, dessen Wachstum nicht nur von unten nach oben verläuft, sondern auch quer, mit seitlichen Ausstülpungen und vielen Verästelungen, also statt eng gerichteter Entwicklung fast beliebiges Wachstum, entsprechend: statt enger normativer Setzung Toleranz und Akzeptanz von Fremdem als Gleichwertigem. Aus alledem ergibt sich unsere Titelwahl 'ZwischenMensch'.

Die Genese dieses Heftes stellt eine neue Art der Verrätselung dar. Bei der Ausschreibung zu diesem Heft wurden sechs Assoziationsfelder (den späteren Gliederungspunkten des Heftes) aufgeführt, die neben einer Hilfestellung eine gewisse Eingrenzung der Deutungsmöglichkeiten zu 'ZwischenMensch' gewährleisten sollte. Die Autoren teilten nicht mit, auf welche dieser Assoziationsfelder sich ihre Texte bezogen. Diesen Teil der spielerischen Enträtselung leistete nun das Herausgeberteam. Dem Leser obliegt es nun zu überprüfen, ob diese Zuordnungen eindeutig oder auch wieder ambig erscheinen und ob durch diesen Prozess neue Verstehensaspekte entstehen, wie also der Korallenstock 'ZwischenMensch' strukturiert ist.

Die Zeitschrift DICHTUNGSRING feiert in diesem Jahr ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen. Wir hoffen, dass diese Jubiläumsnummer diesem hohen Anspruch gerecht wird.

Inhalt

Titelbild: monolito – mono gramático von Ronaldo Agosto

Impressum

Editorial

		Seite
<u>Mythische Figuren</u>	<u>Gerd Willée, Mythos entzaubert (Abb.)</u>	11
Ines Hagemeyer	Claire de lune	12
Horst Saul	Prometheus	13
Gisela Zimmer	Unentrinnbar (Abb.)	14
Ulrich Bergmann	Kronos IV	15
Siegfried Mundt	In der Riesenhöhle	19
Ines Hagemeyer	den lille Havfru (kein Märchen)	21
Paul Murphy	At Wolznach	22
Paul Murphy	In Wolznach (Übersetzung Gerd Willée)	23
Ursula Koch	Die Stadt	24
<u>Geformtes, das lebt</u>	<u>Francisca Ricinski, Holzköpfe (Abb.)</u>	27
eje winter	jesus und pinocchio im gespräch miteinander	29
Reinhold Budde	Zwischenmensch (Abb.)	33
<u>Mensch im Übergang, auf dem Weg</u>	<u>eje winter, von oben (Abb.)</u>	35
Nicolas Jan del Nowack	Arbeiten im Verlauf der Zeit	36
Frank Milautzki	Flügelschlag	37
Reinhild Paarmann	Mein Gang	38
Ulrike Tisch	Ein Reisender	39
Doris Diestelmaier-Haas	Geh	40
Francisca Ricinski-Marienefeld	Genesis 21 (Abb.)	41
Günter Ruch	Logbuch IX – Aufzeichnungen eines Bootsführers	42
Anno Bechte	du hörst stimmen	43
Armin Steigenberger	Wie ein Pendel	44
Andrea Miesenböck	Koma	45
Manfred Pricha	winter	46
Barbara-Marie Mundt	exit (Abb.)	47
Gisela Zimmer	Zwischen Leben und Tod	48
Horst Saul	Kaffee	49
Susanne Schmincke		

Andreas Noga	Entfernung	51
Anna Ruchat	12 aprile 2004	52
Anna Ruchat	12. April 2004 (Übersetzung eje winter / Sibylle Kirchbach)	53
Anna Ruchat	30 aprile 2004	56
Anna Ruchat	30. April 2004 (Übersetzung eje winter / Sibylle Kirchbach)	57
Renate Voswinkel	Auslese	56
Doris Diestelmaier-Haas	Das Treppenhaus	58
Doris Diestelmaier-Haas	Abschnitt	60
Gerd Willée	Ahnen (Abb.)	61
Ulrike Tisch	Ein Leichenschmaus	62
<u>Geschlecht / Gender</u>	<u>Ingeborg Wick, Pater familias (Abb.)</u>	<u>63</u>
Markus Berger	Ums wasser	64
Sabine Imhof	später steht er auf und tanzt	65
Carina Nekolny	Das Handtuch	66
Rita Kupfer	Sprach. Los.	70
Horst Saul	Ursprung (Abb.)	71
Arthur Breinlinger	Eine Wölbung wie Himmel I - III	72
Ulrich Bergmann	Nachtschaum	74
Francisca Ricinski-Marienfeld	Jede Nacht fallen Sterne	76
Siegfried Mundt	Zwischenmenschliches	80
Stefanie Golisch	Signora Lucia	81
Ines Hagemeyer	schau	83
Andreas Noga	Märchen (vorletzte Seite)	160
bernardo mendoza-rodó	rincón (letzte Seite)	161
<u>Geist / Bewusstsein</u>	<u>Francisca Ricinski-Marienfeld, Günter Ruch, Das Brautpaar und das Meer (Abb.)</u>	<u>85</u>
Ulrike Tisch	Selbstgespräch eines Jägers	86
eje winter	Interview I + II (Abb.)	87
Thomas Laessing	Circulus	88
Tobias Sommer	Der Fernseher	90
Armin Steigenberger	damals als ich noch	92
Seba Velo Bueno	Offene Unsinnsuche	93
Susanne Schmincke	Die 25. Stunde	95
Nicolas Jan del Nowack	Kreisförmige Lautzeichen – Im Skulpturengarten	97
Frank Milautzki	A Tempo April	100

Ingeborg Wick	Ort der Autopoiesis (Abb.)	101
M.S. Chazara	Ich gehe	102
Barbara-Marie Mundt	Zwie	103
Ulrich Bergmann	Gedächtnisprotokoll	105
Marat Abrarov	Ich schicke Euch meine besten Grüße	106
Horst Saul	Widerspruch Mensch	107
M.S. Chazara	Und wenn jemand kommt	108
eje winter	fremd in mir (Abb.)	109
Ines Hagemeyer	Findel	110
Tina Deeg	Die Letzten der Welt	111
<hr/>		
Würdigungen	Barbara-Marie Mundt, Gestalt (Abb.)	115
K. Alfons Knauth	Zur Genese des Dichtungsringes	116
Werner Brand	Montage / Cento	118
Arthur Rimbaud	Queneauth, les ponts	122
Bertram Kuzzath	Der Kreis	124
eje winter	ein viereck in der wand	126
Ines Hagemeyer	Hilde Domin	127
Matthias Hagedorn	Über das Ausschreiten von Sprachräumen	128
<hr/>		
Rezensionen		131
Michel Houellebecq	Elementarteilchen, Vorbemerkung	132
Gerd Willée	Michel Houellebecq, Elementarteilchen	133
Francisca Ricinski-Marienfild	Michel Houellebecq, Les particules élémentaires	136
Ulrich Bergmann	Über Menschen und Übermenschen	138
Gerd Willée	Stefanie Golisch, Pymont	143
<hr/>		
Fundgrube		145
Therese Grothues	Ich war im Flohzirkus (gefunden von Bernhard Hagemeyer)	146
dr. bierfahrer	(gefunden von Ulrich Bergmann)	147
<hr/>		
Autorenverzeichnis		148
Anzeigen		152

Rückencover Francisca Ricinski-Marienfild, Gesichtsverlust (Abb.)

Mythische Figuren



Ines Hagemeyer

Claire de lune

kein Meer der Ruhe
durch den Einschlag von Brocken
aus dem Luna
noch verklärt
dir Liebe entwirft

ohne Antwort
auf das
was die Frau im Mond soll
nach all dem Grübeln

Horst Saul

Prometheus

Er legte für einen Augenblick das Himmelsgewölbe zur Seite. Schon seit erdenklichen Zeiten trug er es auf seinen Schultern und manchmal dachte er, er könne die Last nicht mehr tragen. Wer habe schon so viel Kraft, tagaus tagein den Himmel zu tragen? Heute jedenfalls drängte es ihn zu seinem Bruder Prometheus, von dem ihm seine Töchter, die Hesperiden, berichtet hatten, er habe den Göttern das Feuer gestohlen und zu den Menschen gebracht, worüber Zeus sehr erbost sei.

Es war Nacht, als sich Atlas auf den Weg zu seinem Bruder machte, und so blieb er in der Finsternis unbemerkt. Der Weg vom äußersten Westen in die Mitte der Erdscheibe war lang und beschwerlich. Schließlich traf er ihn, der in einer weiten Ebene vor einem lodernden Feuer hockte, dessen Zungen wie ein Spottgesang zum Himmel sprangen. Bei Prometheus saßen seltsame Gestalten, denen er das Sprechen und Schreiben beizubringen sich bemühte. Sie horchten aufmerksam und lernbegierig ihrem Lehrer zu, der, obwohl göttlicher Abstammung, mehr einer der ihnen war. Wohl machte es ihnen etwas Angst, wenn er verächtlich über die Olympier sprach, aber, dachten sie, die kümmern sich ja nicht um uns, allenfalls, wenn es mit einer Schönen etwas zu lieben gilt. Er aber schenkt uns Kultur und weckt in uns den Sinn für das Schöne und Gute.

Atlas setzte sich zu ihnen ans Feuer und schaute mit Anteilnahme, aber voller Sorge, auf die nächtliche Szene, denn er wusste, das konnte nicht gut gehen. Zu stark waren die herrschenden Götter und, wen sie im Zorne verfolgten, der hatte ein schlimmes Schicksal. Er mahnte seinen Bruder, es mit der Auflehnung nicht zu übertreiben und machte sich auf den Rückweg.

Als er am nächsten Tag wieder die Last des Himmels trug, hörte er von seinen Töchtern, den Hesperiden, die die goldenen Äpfel im Garten der Götter bewachten, dass die Götter Prometheus im Kaukasus an einen Felsen geschmiedet hatten und dort ein Adler ihm die immer wieder nachwachsende Leber aus dem Leibe fraß. Trotz seiner Schmerzen und in stolzer Auflehnung schrie er zum Himmel, das Feuer werde nie erlöschen und in den Hütten der Menschen, die er ihnen gebaut, die Glut des Herdes ewig glimmen und lodern, und mit leiser werdender Stimme sagte er noch etwas von Liebe.



Ulrich Bergmann

Kronos IV

Der Raum ist schwarz. Langsam fließt Blau steil hinab, tiefblau, hellblau, zartblau angestrichene Strahlen von Licht. Flirrende Töne fließen mit, sie schwellen an und füllen den Raum so laut, dass die Farben zittern, dann wird es leise. Trommelndes Summen schwingt weiter. Sand weht ins Blau. Aus der Tiefe wächst die sich biegende Erde. Stille.

Herzschlag.

„Ich habe keine Ordnung. Ich schlafe noch in ihr. Ich habe keine Liebe. Ich sehe dich nicht.“

Wer spricht da? Der Kopf im Sand. Was meint er, wenn er sagt: Ich schlafe noch in ihr? Schläft er in der Erde? Der Kopf ist schon geboren, der Körper noch nicht. Aber wem sagt er das? In welcher Zeitfuge bin ich?

Der hellblaue Himmel, ein bebendes Tuch, senkt sich herab. Das Tuch zerreißt, dann knallt das Licht der Sonne. „Ich habe dich erschlagen, bevor ich da war. Jetzt bin ich wach.“

Leiser Herzschlag. Aus dem Sand wächst ein anderer Kopf. Doppelherzschlag.

„Bist du allein?“ - Wer spricht?

Aus dem Sand der Erde wächst ein Bett. Eine Frau liegt darin. Ich erkenne das schöne Tier, das mich trug, meine Mutter. Ich will ihr Geheimnis sehen, das sie trägt, das Tier mit sieben Köpfen. Eine Lampe fährt über das Bett. Das blaue Licht wird nicht mehr in dir scheinen. Bald wird es keine Nacht mehr geben, denke ich. Ich trete, traumverloren, auf den Sand des Meeres. Nun taucht ein Schreibtisch aus dem Boden auf, vor dem auf einem Stuhl ein Mann im grauen Anzug sitzt. Das andere Tier, denke ich sofort. Sein Haupt und seine Haare sind wie Schnee, und seine Füße wie Erz aus einem feurigen Ofen. Er kommt mit den Wolken, denke ich. Er hält ein geöffnetes Buch in der Hand. Er reißt eine Seite heraus, schluckt sie, blättert weiter und schluckt die nächste Seite, blättert und schluckt. Das hat System. Mein Vater liebt nur sich. Das Buch wird ihm bitter im Magen liegen, aber süß schmecken die Worte im Mund! Er zieht den Schlipf fester. Er schreibt. Das Schreiben hat System. Ich erschrecke: Ein Helm, ein Presslufthammer, ein schwebendes Tintenfass, in dem meterhoch die Tinte

langsam schwappt. Ferne Sirenentöne. Die Köpfe im Sand verschwinden. Die Frau spricht mit dem Mann, der nicht aufschaut, wenn er redet. Wenn er redet, schreibt er weiter.

„Ich spüre dich.“

Stille. Ich höre mich sprechen. Aber keiner hört mich sprechen, sie hört mir nicht zu. Sie ist ein Weib, angetan mit der Sonne, und der Mond unter ihren Füßen, und in ihrem Haar sind zwölf Sterne. Sie ist schwanger und schreit in Wehen und Schmerzen der Geburt.

„Ich spüre dich.“

Die Ohren tun mir weh. Als sagte sie zu ihm: Komm, fahles Pferd, ich will dich reiten! - Was sagst du da? Sein Schwanz warf alle deine Sterne auf die Erde. „Ich weiß“, sagt er.

„Du arbeitest wieder an deiner Geschichte, du schreibst deine Geschichte immer wieder um, bis deine Geschichte gar nicht mehr da ist, du löschst dich immer wieder aus, aber du kannst dich nicht wegschreiben.“ „Ich entferne dich“, sagt er, „mit jedem Wort, das ich zwischen dich und mich schreibe.“ „Unsinn, das kannst du nicht.“

Sie gleitet aus dem Bett, weiße Haut aus weißer Haut, sie wirft ihr Haar zurück, steht auf und geht zu dem Helm, der im Sand liegt. Das Haar, von Wind erfaßt, steht in der Luft. Der Drache, der ihr Kind verschlang, steht vor dem Weib. Sie ist schön, denkt er, sie führt ihren Krieg auch ohne Worte gegen mich, sie verletzt mich mit ihrem bloßen Körper.

„Du kannst keinen richtigen Krieg führen, nicht gegen mich.“ Sie nimmt den Helm in beide Hände und hebt ihn über ihren Kopf. „Du bist wehrlos. Die Worte, die du schreibst, können mich nicht treffen.“ Sie stößt den Helm hinter sich, das Metall schlägt scheppernd auf den Boden. „Gib mir meine Kinder zurück!“, sagt sie scharf. Er schaut nicht auf. Er schweigt und schreibt. Ich musste sie in meine Sätze stecken, ich wäre sonst verhungert: „Nein.“ „Lass sie frei!“

Nein! ich bin doch nicht verrückt und entmachte mich. Ich habe sie gezeugt, nun sollen sie mir dienen. „Nein“, sagt er leise. Wird er sie mit eisernem Stabe wie die irdenen Gefäße zerschlagen?

Ich vernichte dich genauer als mein Vater, denke ich im Bauch meiner Mutter, ich werde dich gebären, wenn ich hier raus bin. Ich erschaffe einen Körper, der meinen Körper erregt, erzittert und ermüdet. Ich erschaffe mich selbst.

Er steht auf. Er fasst den Kugelschreiber und stößt ihn in seinen Text. Er geht mit schnellen Schritten zu dem Presslufthammer und stellt den Motor an. Der Hammer pulst, die Stöße zittern laut. Die erhobene Lanze schüttelt seinen Körper, verwackelt den Gang. Er rammt den zuckenden Hammer (fast springt er im letzten Schritt) ins Bett, reißt die tosende Waffe aus der Wunde heraus und stößt die stählerne Pressluftspitze ins Tuch, in den Stoff, den Draht, das Blech, und wieder ins Tuch, ins Blech, immer wieder mit der ganzen Wucht der gepressten Luft, zerfetzt das Bett, das Tuch, den Draht, das Blech. Der Mann sinkt erschöpft zu Boden. Er liegt auf dem Rücken, Arme und Beine von sich gestreckt. Neben ihm der Presslufthammer. Meine Mutter weint.

Ich werde dich rächen, sage ich, so leise, dass meine Mutter nichts hört, die Wunde, die mich erregt.

Was steht auf den Blättern, die mein Vater schrieb? Welche Worte standen in der Wunde, die er sich stieß?

auch ich habe eine utopie, einen diesseitsglauben, in mir wohnen die seelen der ermordeten weiter.

Ja? Die Schlangen im Haar deiner Schwestern haben dich nie gestört. Du hast uns alle verraten im Namen deiner armen Ordnung!

ich glaube nur an mich.

Du bist zu schwach für deine Träume.

lust will ich!

Du hast alle Wasser und die Iris des Spermienregens. Du quälst die anderen, Vater, weil du dich quälst. Du willst nur meinen Schmerz, die Lust deiner Macht.

Wo ist meine Mutter? Sie führt ihren Krieg ohne Worte. Ich werde meinen Vater überwinden. Sie hilft mir, sie hat mich geboren.

Aus dem Sand der Erde wächst das Bett, darin liegt das Tier. Die blaue Lampe fährt über das Bett, von unten kommt der Schreibtisch. Mein Vater wirft die Jacke ab. Er löst den Schlips. Das Tintenfass schwebt langsam herab. Die Tinte schwappt. Es wird dunkler, das ganze Licht fließt auf den Presslufthammer, zum Bett, zum Tintenmeer, zu mir, dem schwarzen Pferd, das den Hammer anhebt. Ich werde immer dunkler. Ich werfe sie aufs Siechbett. Ich bin es, der Herz und Nieren erforscht. Ich werde kommen wie ein Dieb.

„Ich spüre dich“, sagt er. „Ich weiß“, sagt sie.

Er zieht das Hemd aus, wirft es über die vollgeschriebenen Blätter. Sie gleitet aus dem Bett, weiße Haut aus weißer Haut, und wirft das Haar. „Sie ist schön!“, denkt er, „ich kann nicht immer Krieg gegen sie führen. Ich liebe sie“, glaubt er. Er streift die Schuhe von den Füßen, dann geht er zu ihr. Er hat einen Schwanz wie die Skorpione, einen Stachel, darin liegt seine Macht.

Die Macht der Pferde liegt in ihrem Maul und in ihren Schwänzen. Sein Schwanz ist wie die Schlange. Sie trägt einen Kopf. Da will dein Zorn umkommen und die Zeit des kleinen Todes.

Ich töte dich, denkt sie. Ich strafe und züchtige, die ich liebe. Du schreibst eine falsche Geschichte. Wenn er dich tötet, habe ich deine letzte Geschichte geschrieben.

Lege deine scharfe Sichel an und ernte!, denke ich. Schneide die Trauben des Weinstocks der Erde ab und gehe in die Kelter des Zornweins!

Ich. Den Presslufthammer hebe ich über das Bett, die Spitze ramme ich in den Rücken des Vaters! Der Motor rast, der Hammer stößt und bohrt durch das Tier, das auf ihr liegt, die neue Wunde ins Bett. Dann reiße ich meine laute Waffe hoch. Den zuckenden Hammer schleudere ich in die Luft. Ich höre die Kurve seines Falls. Der Hammer klatscht ins Tintenmeer und arbeitet wild weiter. Die Tinte schwappt und fängt zu schäumen an. Ich lasse den Kopf sinken. Ich weine. Leise singe ich mich selbst. Der Tintenschäum läuft über seine gläsernen Ufer. Bald ist der ganze Raum überschäumt. Das Bett geht unter im schaumigen Blau. Ich hebe den Kopf und schaue mich um, ich stehe mitten im Schaum. Das ist mein Ort. Das ist der Ort meines Lebens, das ich aus mir erzeuge, aus dem Schaum meiner Verletzungen.

Siegfried Mundt

In der Riesenhöhle.

Als der Gewittersturm herantobte, stolperte ich auf die Rampe, die hinter Föhren verborgen gewesen war. So gewaltig war die Phalanx der Nordwinde, ihre Vorhut hatte mich wie ein Papierknäuel durch die dichte Wand aus verfilzten Bäumen gedrückt.

Meine Pelzmütze war bei der Passage im Astwerk hängen geblieben. Ich glaubte auf das gute Stück verzichten zu können, denn vor mir sah ich den Eingang zu einer Höhle. Dort hinein brachte ich mich in Sicherheit, während oberhalb der Rampe der Schnee waagrecht über die Taiga getrieben wurde.

Ich tastete mich einige Schritte in das Dunkel vor. Das Tageslicht war durch das Unwetter fast ausgelöscht worden. Als ich eine Stelle erreicht hatte, die der eisige Luftstrom nicht erreichte, war der Eingang nur noch als nebliger Fleck zu unterscheiden, der von Blitzen zerschnitten wurde. Im Begriff mich niederzulassen, nahm ich einen alarmierenden Geruch wahr. Eine Feuerstelle musste sich in der Nähe befinden; der Geruch nach kalter Asche und Kienruß wurde aber durchdrungen von dem Gestank einer Kreatur. Ich befürchtete, im Lager einer Bärenfamilie herumzutappen und holte meine Pistolen hervor, um einem Angriff der Bestien nicht tatenlos ausgeliefert zu sein. Bei meinem Rückzug stieß ich auf gefügte Baumstämme. Sie fühlten sich glatt, wie bearbeitet an; immer mehr Holz berührte ich, es schienen gigantische Möbel zu sein: eine Bank, eine Pritsche mit einer Schütte aus Tannenreisern und Fellen. Das mehr als drei Spannen messende Lager roch besonders abscheulich.

Alle Kinder im Westen Sibiriens kennen die alten Geschichten vom Riesen Yermak. Auch meine Großmutter hatte mir an den Winterabenden meiner Kindheit immer wieder von dem bösen Menschenfresser erzählt, ohne je ein Wort oder eine Wendung zu verändern. War ich nun, in der Wildnis des großen Altaibogens, zu der Wohnung eines Riesen gekommen? Denn die Höhle war bewohnt!

Den Sturm draußen würde ich nicht überleben, in der Höhle jedoch gab es einige Möglichkeiten davonzukommen. Ich rief die höchsten Mächte an, mit der Bitte, den abwesenden Bewohner durch einen Blitzschlag zu fällen. So schroff auf einen Gegenstand meines Kinderglaubens zurückgeworfen, kam ich nicht auf den Einfall, es könnte eine Familie oder eine Horde in der Höhle hausen. Vor Ablauf einer Stunde kam der Riese. Er verschloss sogleich den Eingang, blies in seinen Handwärmer, der die Größe

eines Gurkenfasses hatte und entzündete einen harzigen Kiefernast. Besorgt sah ich nach dem Eingang; dort hatte das Ungetüm eine Tür aus fußstarken Stämmen angebracht. Er rief, und das dröhnte in meinen Ohren wie Geschützfeuer, er hätte mich schon gerochen, ich solle also hinter seiner Truhe hervorkommen.

Das Zitat war mir bekannt, es deutete auf das übliche Verzehren hin. Um ihn zu beeindrucken, aber auch aus alter Gewohnheit, nannte ich meinen Namen und meinen Rang, sowie die Behörde in der Hauptstadt, die mich mit allen Vollmachten in dieses Grenzland gesandt hatte. Ferner gab ich an, ich hätte mich nur ein Stück von meinen Begleitern getrennt, weil ein sich verirrender Beamter auch in den Augen eines Riesen keinen respektablen Eindruck macht.

Der Riese blieb unbeeindruckt. Er sprach während seiner Mahlzeit zu mir und machte, sattgefressen und nach rohem Fisch riechend, keine Miene mich zuzubereiten. Nein, er wollte mich nicht essen, sein Bedürfnis stand in einem gewissen Gegensatz zu allen überlieferten Riesengelüsten. Er verlangte nicht etwa, ich solle ihn verschlingen, auch nicht teilweise, er sagte sogar, Beißen würde er auf keinen Fall dulden. Sogar als anonymen Berichterstatter fällt es mir nicht leicht, die rechten Worte für den Vorgang zu finden. Meine Landsleute sollten indessen Verständnis dafür haben. Wir leben in einer Zeit bedeutendster Entdeckungen auf allen Sektoren der Wissenschaft und trotzdem vermag unsere russische Zunge vieles nicht recht zu beschreiben.

Ganz zu Unrecht wurde die Gattung der Riesen immer als geschlechtslos dargestellt, vielleicht um die Kinder nicht zu erschrecken. Aber wie hätten sie denn anders ihre Art erhalten können? Wo es ein Sinnesleben gibt, kommen auch Abweichungen vor. Und der Riese, in dessen Gewalt ich mich befand, lebte zudem allein.

Er gab mir später den grob abgenagten Schenkelknochen eines Bären als Nahrung, erlaubte sogar, dass ich die Fleischfetzen an seinem Feuer röstete. Es war diese Speise wie alles andere nicht von der Art, einem den Mund zu wässern. Ich konnte aber schlecht ablehnen, so aß ich und berichtete ihm über die letztlich entdeckten Trichinellae, doch er hatte ein paar getrocknete Fliegenpilze genossen und wünschte keine Unterhaltung mehr.

Als der Riese am nächsten Morgen erwachte, warf er mich formlos aus seiner Behausung. Der Tag begann windstill, ich hatte keine Schwierigkeit, meine Kosaken zu finden. Wohl erwog ich, das große Scheusal mit meinen 28 unerschrockenen Kriegerern für die üble Behandlung zu bestrafen, fürchtete indessen taktlose Reden seinerseits. Wir brachen das Lager ab und zogen nach Westen. Ich bin seit der Zeit nicht mehr in jener Gegend gewesen.

Ines Hagemeyer

den lille Havfru (kein Märchen)

als ich aus dem Meer stieg
wurde meine Liebe nicht erwidert
und ich musste eure Welt verlassen
da ließ mich ein Künstler
in Bronze auferstehen
da saß ich nun jahrzehntelang
bis mir einer den Kopf absägte
Ihr ward empört
und ich bekam rasch meinen Kopf wieder
seitdem konnte ich ungestört
vom Felsen Ausschau halten
mal in die Tiefe
mal graziös posieren
doch seit einiger Zeit
eilen unablässig Tränen
und suchen mich in der Tiefe

Paul Murphy

AT WOLZNACH

This is Wolznach, tiny village between Munich and Ingolstadt
Red tiled houses, squares, rounds, lopsided fields, views of cows
Perspectives eaten by clouds, chewed by rain, spat out by Westerly winds.

This is Martha and Karl, they have many sheep.
Informed by modern ideas of art they bred cubist lambs who dance
Into the landscape and are eaten mostly by diminishing lines

Of perspectival mathematics contrived by Martha and at the dinner table by Karl.

Rohrbach little village of innocent pleasures but also of occult darkness
Very like many scenes from Roman Polanski's film 'Rosemary's Baby'
Very like old Hammer Horror yellow films starring cheesy Christopher Lee.

Wolznach, Wolznach you offered me the daughter of the Devil to entertain,
But I already have his son and many nieces, his aunt, uncles and even his mother.

One evening the vampire maedchens of Wolznach came to visit me
To caress me in the night, drink my blood and leave by dawn.
Their castle vanishes in the daytime, undead horses and undead coachman.

Undead vampiric sheep caring for undead lambs, undead cattle, undead birds.
Transfusion of water, wine and blood, Wolznach, when will you ever give me back my
blood?

Night falls on the tiny village of Wolznach, night falls on the vampire maedchens
Now from their tomb they must emerge, now they must go about their business.
Who is that dark stranger? Prey now to the vampire maedchens

What is this interminable, unending dawn, what is this lifeless yet functioning body .
Now I too must sleep by day and fear mirrors, garlic, water and crucifixes.
Being undead is such a drag, but there are immense savings on laundry bills
Rent, food and no one cares much anymore to send rejection letters for my poems
Being far too much in fear of the inevitable retribution (that's enough - Ed).

In Wolznach

Dies hier ist Wolznach, ein kleines Dorf zwischen München und Ingolstadt
Rot gedeckte Häuser, Plätze, Rundwege, schiefe Felder, Ansichten von Kühen
Perspektiven von Wolken aufgegessen, von Regen zerkaut, von Westwinden ausgespuckt.

Dies hier sind Martha und Karl, sie besitzen viele Schafe.

Unter dem Einfluss von modernen Ideen aus der Kunst züchteten sie kubistische Lämmer, die in der Landschaft herumhüpfen und die hauptsächlich aufgegessen werden durch verschwindende Linien

Von perspektivischer Mathematik, die von Martha entworfen werden, sowie von Karl auf dem Esstisch.

Rohrbach, du kleines Dorf der unschuldigen Vergnügen, aber auch der geheimnisvollen Dunkelheit

Sehr ähnlich vielen Szenen aus Roman Polanskis "Rosemary's Baby"

Sehr ähnlich den alten gelben Hammer Horror-Filmen, in denen der käsig Christopher Lee mitspielt.

Wolznach, Wolznach, du hast mir des Teufels Tochter zu Unterhaltung angeboten,
Aber ich habe schon seinen Sohn und viele Nichten, seine Tante, seine Onkel und sogar seine Mutter.

Eines Abends besuchten mich die Vampirmädchen von Wolznach

Um mich die Nacht über zu liebkosen, mein Blut zu trinken und mich bei der Morgendämmerung wieder zu verlassen. Ihr Schloss verschwindet tagsüber, untote Pferde und ein untoter Kutscher.

Untote vampirische Schafe, die sich um ihre untoten Lämmer kümmern, untotes Vieh. Untote Vögel.

Trasnfusion von Wasser, Wein und Blut, Wolznach, wann wirst du mir je mein Blut zurückgeben?

Die Nacht fällt herab auf das kleine Dorf Wolznach, die Nacht fällt herab auf die Vampirmädchen,

die jetzt aus ihren Gräbern herauskommen müssen, jetzt müssen sie sich um ihre Geschäfte kümmern.

Wer ist dieser dunkle Fremde? Jetzt eine Beute der Vampirmädchen.

Was ist diese nie enden wollende Dämmerung, was ist dieser leblose, aber noch funktionierende Körper.

Jetzt muss auch ich tagsüber schlafen, Spiegel, Knoblauch, Wasser und Kruzifixe fürchten.

Untot zu sein ist so hinderlich, aber es gibt auch immense Ersparnisse, was Wäschereirechnungen, Miete und Essen angeht, und niemand macht sich mehr die Mühe, mir ablehnende Briefe auf meine Gedichte zu schreiben.

Dabei bin ich viel zu sehr in Furcht vor der unvermeidlichen Vergeltung
(das reicht – Ed).

Übersetzung: Gerd Willée

Ursula Koch

Die Stadt

Auf meiner Reise durch die unwegsamen Gebirge und Flusstäler des Landes erblickte ich eines Abends von Ferne die Silhouette einer Stadt. Sie schien über dem tief eingeschnittenen Fluss zu schweben, kühn auf einen riesigen Felsvorsprung geworfen, mit stolzen Türmen und gewaltigen Mauern, trotzig aus dem Himmel herausgearbeitet.

Obwohl mein Weg eigentlich weiter entlang am Fluss nach Süden führen sollte, konnte ich dem Wunsch, diesen Ort zu betrachten, nicht widerstehen – zumal in keiner der zahlreichen Reisebeschreibungen, die ich gelesen hatte, davon die Rede gewesen war.

Mühsam bahnten meine Begleiter uns einen Weg durch die Macchia, wir erreichten beim letzten Strahlen der Sonne die Hochebene und standen nicht weit von der Stadtmauer vor einem mächtigen geschlossenen Tor. Auf dem Weg, der zum Tor führte, wuchs hohes Gras, Blumen blühten. Es schien, als habe sich seit Jahren niemand mehr der Durchfahrt genähert. Menschenleer lagen ringsum die Felder. Nur ein einzelner Ochsenkarren näherte sich in einer Staubwolke.

Der Bauer, der uns ratlos stehen sah, lenkte das schwerfällige Gefährt zu uns herüber, und ein junger Mann, sicher sein Sohn, sprang neben uns ab.

Guter Freund, redete ich ihn ohne Umschweife an. Wir wollten die Stadt besuchen und dort übernachten. Aber wie kommen wir hinein?

Die Stadt, sagte er, befindet sich im Verteidigungszustand.

Wie das? Haben wir nicht seit Jahren Frieden? Reisen wir nicht auf allen Straßen ungehindert durch das Land? Der Verkehr rollt. Die Wirtschaft gedeiht. Was verteidigen sie da drinnen? Und gegen wen?

Ach, sagte er, das ist schon immer so gewesen. Wir haben es nie anders gekannt. Sie erwarten einen Feind.

Hat man ihnen denn gedroht?

Ja, irgendwann einmal, erzählen die Alten. Niemand kann sagen, wie lange es her ist. Ein Bote kam. Einer, den keiner kannte, und er erklärte der erstaunten Ratsversammlung, ein feindliches Heer sei im Anmarsch. Der Führer habe es auf die Stadt abgesehen, gerade auf sie. Innerhalb ihrer Mauern berge sich ein Schatz, der von großer Bedeutung für den Feind sei. Was für ein Schatz, das sagte er nicht. Aber er versprach Nachricht zu geben, wenn der Feind vorbeigezogen, die Gefahr vorüber wäre. Bisher kam die Nachricht nicht.

Und der Schatz?

Der junge Mann zuckte die Achseln:

Sie suchten in allen Häusern, auf den Speichern, selbst in der Kirche. Da war nichts Ungewöhnliches. Vielleicht, sagten sie sich, hat der Feind es auf unsere Klugheit abgesehen, vielleicht gefallen ihm unsere schönen Frauen. Jedenfalls haben sie den Verteidigungszustand ausgerufen. Niemand hat ihn wieder aufgehoben. Sicher meldete sich mal einer von den Ratsherren zu Wort und sagte: Sollten wir nicht Kundschafter ausschicken? Wir leiden doch alle Mangel. Müssen unsere Söhne wirklich Tag und Nacht auf der Mauer stehen? – Gott werde die Stadt schützen, predigt der Pfarrer in der Kirche. Aber die Leute glauben ihm nicht. Sie haben Angst davor, keine Angst mehr zu haben. Und so essen sie Kartoffeln aus ihren Gärten. Einmal im Jahr lassen sie sich von uns durch ein Schlupfloch in der Mauer Getreide bringen. Sie leiden Durst, wenn in heißen Sommern die Brunnen austrocknen. Aber sie öffnen die Mauern nicht. Wenn er nur käme, sagen sie, wenn er nur endlich käme! Wir wollen kämpfen, auch wenn es unser Tod ist. Abends sitzen sie am Kamin und hören Geschichten aus der Zeit, als die Stadt voll von Besuchern und Händlern war. Sie können es nicht begreifen, dass so viele eingelassen wurden – damals.

Und der Bote? Wo ist der geblieben?

Man weiß es nicht. Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört. Ob es ein übler Scherzbold war oder ein Abgesandter des Feindes ...

Des Feindes? Gibt es denn wirklich einen Feind?

Ich weiß nicht, ob es ihn gibt, aber er hat die Stadt besiegt. Die Menschen sind bleich von den schlaflosen Nächten. Ohne Sonne wachsen die Kinder hinter den Mauern heran. Nachts leuchtet kein Licht aus Angst, der Feind könne die Stadt von Weitem sehen. Die Glocken schweigen. Nur bei Schnee, Sturm und Unwettern stehen Männer und Frauen auf der Befestigungsmauer. Jetzt wird er nicht kommen, sagen sie und schauen sehnsüchtig über die Felder.

Könnte man nicht einen anderen Boten schicken? Irgendeinen bezahlten, der die Nachricht bringt, der Feind sei abgezogen?

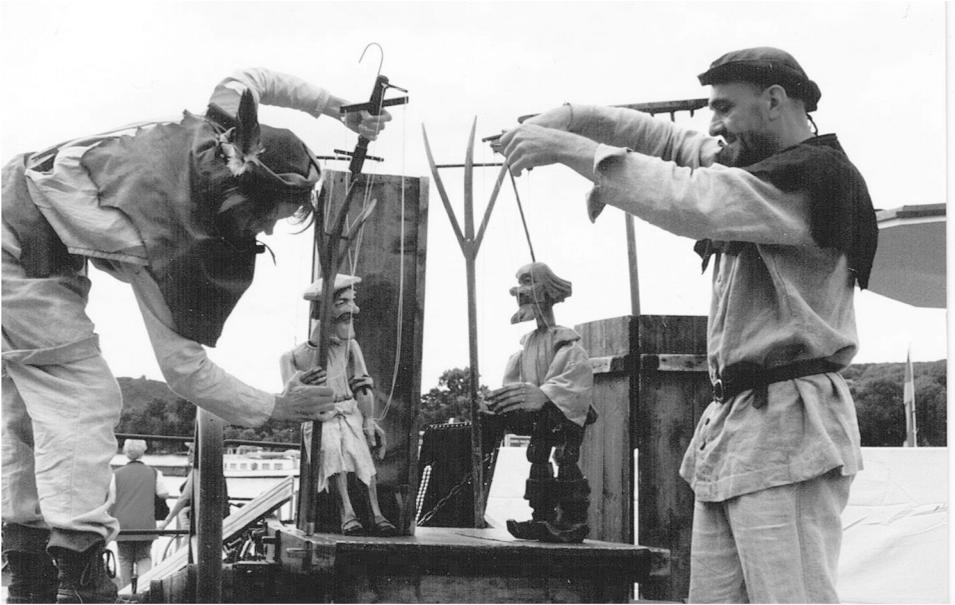
Das geht nicht. Sie haben ein Losungswort verabredet, das außer den Torhütern niemand kennt. Wer nicht das Losungswort ruft, vor dem erscheinen die Wachen nicht, das Tor bleibt geschlossen. Und ich fürchte fast, selbst wenn einer käme und hätte das richtige Wort: Sie würden ihm nicht öffnen, weil sie selbst es vergessen haben.

So gibt es keine Rettung für die Stadt?

Der junge Mann zuckte wieder die Schultern.

Vielleicht doch. Wenn der Feind käme, einbräche und alles zerstörte – dann wäre die Stadt frei. Aber er kommt nicht.

Geformtes, das lebt



eje winter

technik: gerd willée / barbara-marie mundt

jesus und pinocchio im gespräch miteinander ein dreiseiten-comic¹



¹ texte entnommen dem markusevangelium nach luther 1545 und carlo collodi, pinocchios abenteuer 1990

EINEUGIG IN
DAS REICH
GOTTES GEHEST



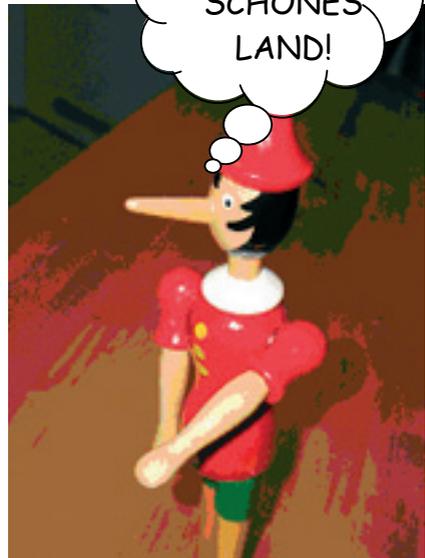
WIE WEIT IST
ES DENN BIS
ZUM WUNDER-
FELD?



SEHEN DES
MENSCHEN SON
KOMEN IN DEN
WOLCKEN



WELCH
SCHÖNES
LAND!





MIT NEWEN
ZUNGEN RE-
DEN.
SCHLANGEN
VERTREIBEN.



HÖCHSTE
ZEIT, DASS
ICH AUCH
EIN MENSCH
WERDE.

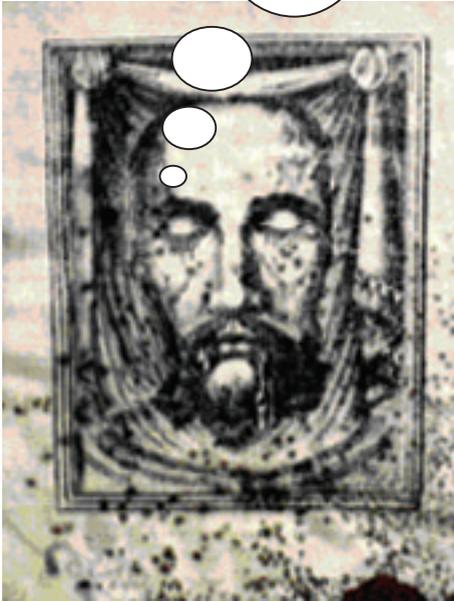


ALLES OPFFER
WIRD MIT SALTZ
GESALTZT.

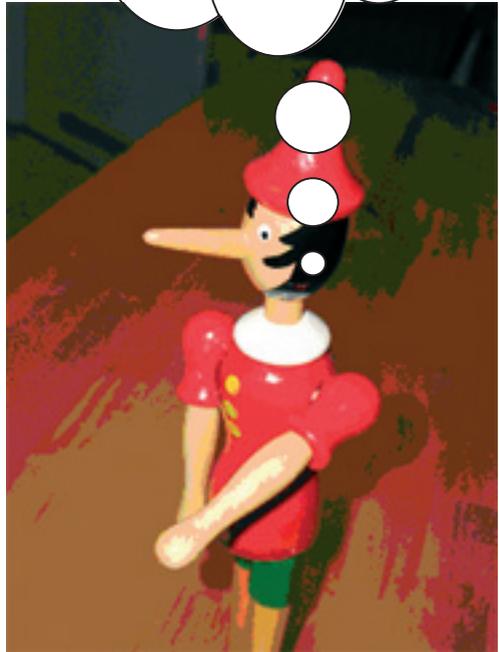


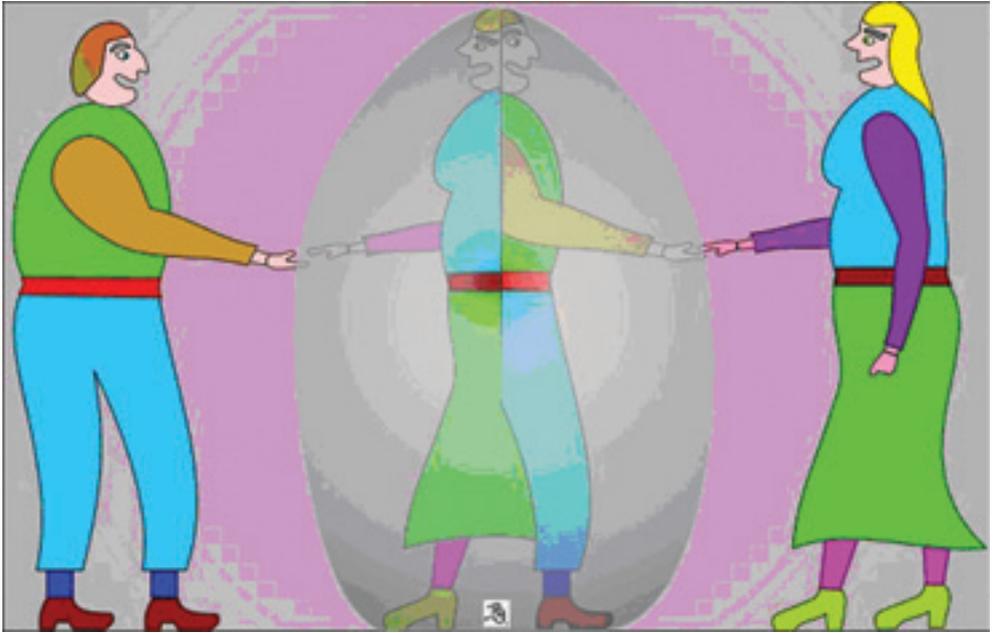
ABER
BITTERES
MAG ICH
NICHT!

NACH DIESEM
TRÜBSAL WER-
DEN DIE
STERNE VOM
HIMEL FALLEN.



ICH WILL ABER
WEITERGEHEN.
GEHEN JETZT
GANZ LANGSAM
WIE DIE
AMEISEN.





Mensch im Übergang, auf dem Weg



nicolas jan del nowack

arbeiten im verlauf
der zeit



1

¹ zugegeben
- bei diesem jugendwerk
des künstlers
fehlte vielleicht
noch
das letzte

i
-tüpfelchen

■

Frank Milautzcki

Flügel Schlag

Hand die da war knapp
unterm Atem ein Neues
gebar aus dunkel Erharrtem
Fächer der ließ und beschrieb
Wind der trieb
als er blies fort
von der Wand raus
aus der Zange und im Segel
sich fand Wange an Wange
Mehr war nicht einstweilen
als eine Hand begann
zu teilen was da zart war
zart und nicht gar

Reinhild Paarmann

Mein Gang

„Wackle nicht so mit den Hüften“, sagte meine Mutter. „Lauf nicht so über den großen Onkel“, sagte meine Großmutter. Dazu die „Hans-guck-in-die-Luft“ Geschichte aus dem Struwwelpeter“. Heilige Dreifaltigkeit. Nasehängend achtete ich nur noch auf den Gang der Hüften und Zehen, die Dame ohne Unterleib. Heute habe ich eine Hüftluxation, so sagt die Fachfrau. Ich muss erst den aufrechten Gang lernen, eine heilige Dreifaltigkeit entpuppt sich als Oblate.

Ulrike Tisch

Ein Reisender

sieht mit weiten Augen

nie gewahrte Farben,

riecht mit weiter Nase

nie erahnte Düfte,

hört mit weiten Ohren

unerhörte Töne,

schmeckt mit schneller Zunge

nie gespürte Würze,

greift mit zitternden Fingern nach

nie begriffenen Formen

und stiehlt in kindlichem Leichtsinn

nie gekannten Orten

den Mantel ihres Zaubers.

Doris Distelmaier-Haas

GEH

aus den schatten
brich aus
laß sie ziehen
alle
perfekt gepaßt
an alltag und tage
jahrzehnte gestutzt
armlos beinlos kopflos
fang an
brich aus
blick nicht zurück
du wirst sonst verlieren
nicht nur eurydike
dich auch
was bleibt
sind geschichten
immer gleich
ob es deine werden
wer weiß
blick nie zurück
voran kreist die welt, die zeit
geh mit
kein wasser kehrt um, keine uhr,
halte schritt
blick nicht zurück



Anno Bechte

Logbuch IX – Aufzeichnungen eines Bootsführers

Ich dachte, dass es leichter ginge – als Bootsführer. Dass etwas sich lösen, sich abschütteln

ließe. Doch weit gefehlt. Ich habe keinen Ort. Als Bootsführer nicht und auch nicht vorher – als Kind, Junge, Lehrling.

Es ist dies nicht wirklich ein Dilemma: Keinen Ort zu haben im eigentlichen Sinn. Nicht wie ‚kein Bein‘ haben – man sagt ja auch, dass etwas kein Beinbruch ist – oder ‚stumm‘ oder ‚blind‘ oder ‚taub‘ zu sein beispielsweise – schlimmer noch: ‚Kein Essen‘, ‚Nichts auf dem Teller‘ zu haben. Bei mir aber ist der Fall ein anderer, ich bin Bootsführer – doch sprechen wir nicht davon!

Solltest du an einem Fluss wohnen, könnte es dir passieren, dass ich eines Tages vorbei geschippert komme und du würdest es nicht einmal bemerken. Es sei denn, du hast gute Augen oder ein Fernglas zur Hand, denn der Name meines Bootes – ‚Sleipnir‘ – ist sehr klein geraten in seinem Schwarz auf Weiß. Verfügtest du zudem über eine laute Stimme oder ein Megaphon – denn die meisten Flüsse sind breit und der Motor meines Lastkahns laut – und richtetest eine Frage an mich, zum Beispiel „Was ändert sich als Bootsführer?“ – du dürftest auch Kahnführer oder Schlepper nur niemals Kapitän zu mir sagen – ich würde dir zuwinken und Antwort geben. In diesem Fall: „Rein gar nichts!“ Und eh du dich versähest, wären wir außer Rufweite. Du dort – als Mann, dann Männchen und schließlich Punkt. Ich hier – mit vom Schleppekahnmotor in Vibration versetzter Haut, ein Tau in der Hand, dahin gegossen, wie gemalt, entschwindend. Und während du dich abwenden und von einem einmaligen Ereignis sprechen würdest, bliebe mir noch die Hoffnung, dass es mehr, ja viele gibt von deiner Sorte.

Armin Steigenberger

du hörst stimmen

blickst dich im dunkeln um
du bist nicht bogart
und nicht john malkovich

als wären die alten tage
jemals gut gewesen du hast
kreuzschmerzen in den handgelenken
du bist noch immer derselbe

monomane arsch wie vor zwanzig
jahren du liegst nachts im
alten schweiß und hör bloß auf
mir fortgesetzt so leid zu tun

und hör doch auf dich im dunkeln
umzubringen du bist nicht cobain
genug um dir den schädel wegzublasen
hör auf bogart zu sein hör einfach auf

zu heulen zu lachen lass es sein oder nicht
sein lass diese larmoyante *es geht mir ganz
gut* masche und lass vor allem dieses *die*
alten tage waren besser geheul

du bist nicht john malkovich
und auch nicht bogart
du blickst dich bloß im dunkeln um
und hörst stimmen

Andrea Miesenböck

Wie ein Pendel

Wie ein Pendel schwingst du hin und her zwischen Tag und Nacht, zwischen Traum und dem Stummund der Hexe. Zwischen Gott und Gott. Von heute zu heute, und morgen: wirts heute gewesen sein. Lüge. Dreifacher Salto ins Brunnenloch: da war's auf einmal Wahrheit gewesen.

Grab Licht aus.

Grab Gebein aus.

Grab tiefer. Und wenn du noch Lust hast: grab Mutter aus.

Dein Schluchzen kauert im Aug.

Dreimal gefaltet.

Erklärt einer das Reisen-

Es klingt so:

Es ist schon Winter. Frost webt ein Land, webt eine Nacht, webt dein Kleid und dein Schal geht unruhig im Wind. Schnee knirscht. Knirscht unter deinen Schuhen. Knirscht. In dein Herz. Dein Herz, wenn ich's dir sage, wird morgen sich wenden, wird morgen sich enden. Es knirscht schon leise, wenn du hörst, und es knirscht schon nahe ein Tod unterm Rippenbogen hervor. Horch!

Grab Licht ein.

Wirf das Gebein in die Senke.

Schlaf lang. Und tief. Und: Mutter vergiss.

Einer sagt:

Trink Wasser, Bleichsüchtiger. Trink aus dem Glas, das ich dir reiche und erinnere dich jetzt. Erinnere dich groß. Leg deine Lippen noch einmal ins Leben und halt dich ans Sterben. Die Dinge sind sichtbar geworden, während dein Lächeln mit jedem Atem betretener wird. Lüfte den Hut, tritt nun zurück in dein Dunkel, bekreuzige dich. Und dann, mein Lieber, sei nicht empfindlich, und:

Stirb dich dahin.

Manfred Pricha

koma

wenn du stirbst
wachst du auf
zuverlässig aus den träumen
vom denkwürdigen leben
das sich anschließt
ausgeschlossen in dir
oder besser gefühllos
nicht richtig erinnert
wie von einer woge
überspült und untergepflügt
ein weites leeres feld schwerelos
mit komischen wiederholungen
so eingesperrt in dir
im dunkeln scheußlich wach
begegnest du dir

du drückst dir die hand
zugeteilt von gegenüber
und sprichst ohne stimme
zu dir nach draußen
merkwürdig versperrt
ohne gehört zu werden
spricht es sich mit dir aus
unablässig und zuversichtlich
ohne kopfzerbrechen
verfolgt dich ein schatten
überkommen vielmehr
in umgekehrter reihenfolge
schließt ein schleifendes leben
sich an die träume
mit ausgestorbener erinnerung

Barbara-Marie Mundt

winter

in meinen wolkenzerfressenen nächten
die mondlos aus grünen wassern sich gebären
und mit rabenschwingen
meinen erkalteten körper streifen
diese pergamenthülle
wenn anstelle des herzens
ein bleiklumpen gegen meine rippen dröhnt
ritte meine seele, falls es sie gäbe
auf himmelshunden zum horizont
wo bleich ein gramer tag
sich über dem meer entfaltet



Horst Saul

Zwischen Leben und Tod

Seit zwei Stunden warst Du auf der Intensivstation. Dein Herz hatte beim Besuch der Toilette zu Hause aufgehört zu schlagen, aber man machte es wieder flott. Die Kunst, stillstehende Herzen wieder zum Schlagen zu bringen, hatte man gelernt. Ob das immer sinnvoll ist? Ich hatte meine Zweifel. Dein Bewusstsein aber kehrte nicht mehr zurück. „In einem solchen Herzanfall bleibe ich in nächster Zeit“ hattest Du mir wenige Tage vorher schon zum wiederholten Mal gesagt. Dabei rannen Dir die Tränen über die blassen Wangen. Du hattest viele Schmerzen und ich wusste aus den langen Jahren meines ärztlichen Umgangs mit Schwerkranken, was für eine unsagbare Angst und Not es ist, wenn das Herz krampft und stillzustehen droht; ich spürte mein eigenes Herz sterben.

Ohne Dich gesehen zu haben, schickte man mich hinaus, ich solle dort warten, man sei mit Dir beschäftigt. Da saß ich im dämmrigen Flur auf einem mageren Sessel und wartete. Nicht nur Personal in Weiß stets mit beschleunigtem Schritt, sozusagen wohl als Dienstvorschrift, eilte an mir vorüber, auch zogen die Bilder von Jahrzehnten wie Soldaten einer Parade durch meinen Kopf und durch den Raum.

Du warst 40 Jahre jünger, als ich Dich kennen lernte, und mit Erich, Deinem Mann, kraftvoll und lebensstüchtig, führtest Du ein gastliches Haus. Immer aber machten Dir Krankheiten zu schaffen, natürlich, sonst wäre ich nicht in Dein Haus gekommen. Trotz dieser Krankheiten warst Du eine energische Geschäftsfrau, agil, bestimmend, auch fordernd, was mich manchmal bedrängte, aber, wie gesagt, auch eine großzügige Gastgeberin. Dein Mann starb an einem akuten Herztod nach dem Schneeschippen. Sein massiger Körper lag wie ein gefällter Baum leblos vor mir auf dem Küchenboden. Von da ab war die Bar wesentlich seltener mehr in Betrieb. Nach vielen Jahren trat ein Mann, alleine und auf der Suche nach Geborgenheit, aus dem Saarland stammend, in Dein Leben. Es war die Zeit, wo man nicht mehr so rasch heiratete, man war Lebenspartner. Er blieb Dir aber treu, versorgte Dich auch in den letzten schweren Lebensjahren, kleidete Dich an und aus, wusch Dich und half Dir auf das und von dem Klo, zuletzt heute Mittag, fast schon als Leiche.

„Sie können gleich zu ihr“ sagte der Chef der Anästhesie, ich kannte ihn. Ich wartete weiter. Andere kamen und begehrteten auch Einlass. Wenn sich die Türe öffnete, quollen Gefühle der Angst, Not und Hoffnung durch den Türspalt nach draußen zu mir hin und beklemmten mich. Ich versank wieder in einen Dämmerzustand mit den Bildern eines wilden Kaleidoskops.

Nach zwei Stunden des Wartens stand ich im sterilen Kittel neben Dir, aber Du warst nicht mehr da, Du warst fort gegangen, schon unendlich weit weg, und nur das EKG im Hintergrund schickte mir eine letzte Botschaft Deines Herzens, das mir über vier Jahrzehnte zugewachsen war. Es war der Abschied.

Kaffee

Der alte Mann wachte auf. Seine Gedanken fingen an, körperliche Bedürfnisse zu übersetzen. Es wird hell, du kannst aufstehen, aufs Klo gehen, schnell aufs Klo, schnell. Und essen, viel essen. Langsam bewegten sich seine Augen über die grau gemusterte Tapete auf der Dachschräge über dem Ehebett, das kein Ehebett mehr war.

Seine Frau musste in der Nacht Kraft tanken für den Tag mit ihm, konnte an seiner Seite keine Unruhe mehr aushalten, wenn er schnarchte, sich wälzte oder vor sich hin brabbelte wie ein Kind, mitten in der Nacht nach Essen verlangte, wenn die Schlaftablette aufhörte zu wirken.

Sie schlief seit Jahren nebenan im Kinderzimmer, das kein Kinderzimmer mehr war, kuschelte sich dort in Embryonalhaltung in die warmen Federn, das Telefon griffbereit auf dem Nachttisch.

Er schlug die Bettdecke beiseite. Die Pantoffeln standen im rechten Winkel zum Bett, bereit für die nackten, knochigen Füße. An der Tür hielt er still, wie jemand, der nachdachte, ob er etwas vergessen hatte. Ja, die Toilette. Gegenüber, wie immer nach dem Aufstehen. Er schaffte es noch rechtzeitig. Das Drücken der Spültaste kam automatisch.

Unten ging er in die Küche, wunderte sich, wie leer sie war, nichts auf dem Tisch, kein Frühstück stand dort. Aber es war erst kurz nach sechs Uhr.

Kalt war es ihm an diesem frühen Morgen. Er sah den Kalender an der Wand, überlegte, was für ein Wochentag war, aber die Ziffern waren zu klein. Aus dem Brotkasten nahm er sich eine Scheibe Brot, doch als er abbeißen wollte, merkte er, dass er keine Zähne anhatte. Er zerkrümelte am Tisch das Brot, nahm sich eine Kaffeetasse für einen Schluck Wasser dazu, weichte die Rinde ein.

Er fror im Schlafanzug. Was war los? Irgendetwas war anders als sonst. Kaffee, ja, Kaffee fehlte, heißer Kaffee. Wo war der Kaffee?

Im Wohnzimmer fand er die Fernsehzeitung vom Vorabend aufgeschlagen auf dem Tisch. Ordentlich legte er sie in den Ständer, faltete die Woldecke vom Sofa zusammen und räumte die gebrauchten Gläser in die Küche.

Danach stieg er die Treppe wieder hoch, kam an sein Bett. Die Sonnenstrahlen signalisierten ihm zu lüften, aber es wurde ihm danach noch kälter.

Im geheizten Bad fand er seine Zähne. Zurück auf dem Flur, öffnete er eine Tür. Dunkel war's dahinter, roch muffig. Ach ja, der Dachboden. Hinter der anderen Tür war es heller, wärmer. Im Bett lag jemand. Er rüttelte sie fest, rief „Marianne, Marianne“, erinnerte sich an ihren Namen. „Wo ist der Kaffee? Ich will Kaffee trinken!“ aber sie antwortete nicht.

Er gab auf, holte aus dem Schlafzimmer eine Strickjacke, schaffte es, drei Knöpfe durch die richtigen Löcher zu drücken. Wieder auf dem Flur überlegte er lange. Was wollte er doch tun? Ja, das war es, er wollte den Kaffee suchen.

Andreas Noga

Entfernung

als sie starb
ging sie ihm für immer

aus dem weg
ein ausweg

durch eine landschaft
in die er

ihr nicht folgen sollte
deren eindrücke

sie für sich
behalten wollte

für den rest
seines lebens

Anna Ruchat

12 aprile 2004

ecco questa è la mia casa.

ancora faccio la pendolare
in una geografia di carta e di stoviglie
tutta ricoperta di binari
ma c'è più ordine di un tempo, guarda
a destra gli anni del silenzio
di qui l'infanzia con i suoi muretti
a secco

 e le mele morsicate
 sulle tante soglie
e poi mio padre là in alto
con la sua età ferma

qualcosa manca qualcosa è andato perso
le stagioni tristi cadute in prescrizione
quello invece vedi
quel meridiano di piedi in fuga
è l'ombra di mia madre

 la tengo qui
perché si stacchi dai ricordi
 e piano piano ridiventi umana

12. April 2004

hier, dies ist mein haus

noch pendle ich
in einer geographie von abwasch und papier
ganz überzogen von gleisen
aber es gibt mehr ordnung als früher, schau
rechts die jahre des schweigens
hier beginnend die kindheit mit ihren
trockenmäuerchen
und den angebissenen äpfel
auf so vielen schwellen
und dann mein vater dort hoch oben
mit zunehmendem unbeweglichen alter

manches fehlt manches ist vielleicht verloren gegangen
die traurigen jahreszeiten verjährt
jenen indessen siehst du
jenen meridian auf füßen in heller flucht
es ist der schatten meiner mutter
ihn halte ich hier fest
damit sie sich aus den erinnerungen löst
und allmählich wieder mensch wird

(übersetzt von eje winter und Sibylle Kirchbach)

Anna Ruchat

30 aprile 2004

mente di svuotamente
una vetrina pulita
ciabatte a righe e un foulard rosso
abbandonato sulla sedia

resti

di transiti veloci
ricordi come ninnoli
que solo raramente esponi

niente uomini a colazione
né al principio della vita

la mia calligrafia
un elettrocardiogramma quasi piatto
ossa ossa
travestite da persone
e occhi que solo a volte riconosco
dietro le maschere
che passano di qui ogni giorno
a raccontare una loro storia

30. april 2004

ein entleertes gedächtnis
eine saubere vitrine
gestreifte hausschuhe und ein rotes halstuch
verlassen auf dem stuhl

überreste

von schnellem ableben
erinnerungsstücke wie zierrat
den du nur selten ausstellst

keine menschen beim frühstück
und auch nicht zu beginn des lebens

meine handschrift
ein elektrokardiogramm beinahe flach
knochen knochen
verkleidet als menschen
und augen die ich nur manchmal wiedererkenne
hinter den masken
die täglich hier vorbeikommen
um eine ihrer geschichten zu erzählen

(übersetzt von eje winter und Sibylle Kirchbach)

Auslese

Der Prunkteller in der Chippendalevitrine fiel ihr schon ein, als die Verstorbene noch aufgebahrt im Raum lag. Zur Verlobung hatten die Eltern ihn bekommen, seitdem stand er, nur beim Staubwischen kurz berührt, hinter Glas, kobaltblau und golden mit Blumen, Meißener Porzellan. Die Mutter hatte ihn nie gemocht, aber vielleicht ehrgeüchtet, er musste sich dort wichtig tun in all den Jahren.

Die Tochter nahm ihn erst aus dem Schrank, als die Möbel für immer das Haus verließen, nach 60 Jahren, dann stand er zwischen den Kisten und fand keinen Ort.

Vor ihrem Sterbetag hatte die Mutter das Klavier an ein Mädchen aus dem Heim verschenkt und ihre Hüte dazu. Aber der Tochter war dann doch alles geblieben.

Sie verschob die Besuche in der leeren Wohnung Woche um Woche. Sie versteckte die Schrankschlüssel vor sich selbst und erlaubte sich nicht, in den Schränken zu wühlen.

Nur der Geruch blieb ihr in den Kleidern hängen, wenn sie eilig davonfuhr.

Das Bild auf dem Küchentisch half ihr über die Schwelle: Briefe in der Kredenz zum 90. und 95. Geburtstag, Gedichte und Liedverse, edle Post. Sie sah die Mutter im Bett sitzen, jede Karte lange lesend, bis ihr die Augen zufielen.

Vaters Filme und Fotos mit zerfallenden Gummibändern geordnet, auch „Fips der Affe“ und „Hans Hucklebein“ von den Kindergeburtstagen im leicht bewegten Dux-Kino jahrelang vorgeführt, sortierten sich schlecht. Welche Werte waren dort aufgerollt?

Der Marder mit den Glasaugen fiel ihr vom Hutbrett entgegen, die Mutter lächelte vor dem dreiteiligen Spiegel und klemmte ihn am Mantelkragen fest, die Hände verschwanden im Muff: „Sei lieb, bis ich wieder zurückkomme.“

Sie durchsuchte die Taschentücher, die Häkelspitze damals war weiß mit schwarzer Kante, als sie im Krankenhaus auf Mutters Schoß geweint hatte und es duftete nach Sonntag.

Und das Brautnachthemd mit Spitze und Monogramm lag verborgen unter einem Stapel Wäsche, nachdem die Mutter vor Jahren gesagt hatte, es sei ihr Totenhemd, und die Tochter hatte erschrocken den Schrank geschlossen.

Vaters Brieftasche war verschimmelt, ein Vereinsausweis und der Führerschein machten sie ratlos. Aufheben oder wegwerfen? Ehren oder vernichten?

Das Klavier wurde abgeholt: „Grotian und Steinweg“ von 1910.

Bevor der Wagen kam, spielte sie das Geburtstagslied und ein Stück gegen die Trauer. Weicher Klang, Mutters Gartenhände an Bachinventionen abends bei offenem Fenster. Es stand jetzt vor der Haustür und ins Tal flossen improvisierte Fremdtöne, bevor die Männer es wie einen Sarg in den Wagen schoben. Sie konnte den Staub am leeren Platz nicht entfernen.

Die Aussiedler wollten Bücher holen: "Unsere 5 Kinder lesen alles gerne, wir haben keinen Fernseher." Unentschieden hatte sie hin und her sortiert; Großvaters Realienbuch, die schönsten deutschen Gedichte, der Bildband mit Michelangelo-Skulpturen, alles heilig, sehr nah: Mutter mit Freundinnen auf dem Sofa, Bilder anschauend, staunend.

Daten berühmter Maler auf einem langen Zettel fand sie in der Küchenschublade.

Glückwunschtelegramme mit Hakenkreuzhelden zur Verlobung 1936 und die Liebesbriefe mit rotem Band voller Stockflecke.

Die eigenen Briefe hat sie zerrissen, wütend und weh.

Die Winterschuhe gehen in die Ukraine, der Lodenmantel in den Nachbarort, die Hüte bleiben liegen und die Frisierkommode, helle Eiche, will nicht weg.

Die Tochter steht zwischen den Kisten - wie eine Diebin oder Herrin, oder sie liegt doch als Kind mit 40 Fieber hier in diesem Raum in Mutters Bett mit dem Blick zur Deckenlampe, die wie eine Puddingschüssel aussieht.

Und sie hört die Mutter sagen:

„Ich freue mich so sehr, dass du gekommen bist...“

Doris Distelmaier-Haas

Das Treppenhaus

Der Schnee im Hof liegt dort seit dreißig Jahren.
Die Eingangstür ist angelehnt.
Fahrräder, ein Kinderwagen.
Ich war lange fort.
Die Stufen der Steintreppe sind ausgetreten.
Tief begegnen sie meinen Füßen.
Ich bin nicht Mozart, nicht Beethoven,
folge den Tritten, die Steine bewegt haben.
Das Blau eines ganzen Sommertages habe ich hochgetragen,
eine Oper,
ein Piano,
die Schmeichelei eines Schneeglöckchenstraußes
aus den Weinkellern von Wien.
Es ist alles noch da.
Viele haben immer Neues und Anderes
hinauf gebracht und hinunter.
Junge, Alte, Männer, Frauen,
froh oder traurig.
Tote hat man geholt,

neue Menschen sind hinter die Türen gezogen,
haben ihre Zeit zurückgelassen.
Menschen haben sich in den Mauern festgesetzt,
haben an dem Putz gefressen, an der Farbe,
haben ihren Duft verströmt.
Gespräche, Schreie, Lieder
bis obenhin getragen.
Sie kommen und suchen,
fahnden nach ihren Leben,
holen sie einfach ab.
Treppauf strömen sie, treppab,
finden keinen Platz,
füllen das Haus, den Hof, alle Höfe.
Ich bin mit ihnen.
Seit dreißig Jahren bin ich mit ihnen,
lebenslänglich teile ich alles mit ihnen.

Wenigstens den Schneeglöckchenstrauß,
wenigstens den könnten sie mir lassen.

Doris Distelmaier-Haas

Abschnitt

Der Zug fährt an, sanft, er zögert, gewinnt sehr langsam Fahrt.
Draußen meine Mutter, Brustbild, abgeschnitten, Teilansicht,
Kopffrau.

Ich halte sie fest, in diesem Ausschnitt:

Den Kopf gebeugt, die Augen halb geschlossen.

Ein Film aus Reisegrau und Zugfenster macht sie fern.

Auch ich diesen Steinschleier vor Augen,
Schutz, Härte.

Sie hört nicht. Sie spricht nicht.

Ich höre nicht. Ich spreche nicht.

Ich presse den Kopf an die Scheibe,
finde sie in die rechte Ecke des Rahmens gerückt
und unmerklich verschoben.

Dreiviertel von ihr bleiben stehen,
einhalb, einviertel.

Nichts.

Sie wird ganz aus dem Rahmen gezogen.

Neue Bilder laufen vorbei,
Brustbilder ohne Betreff.



Ulrike Tisch

Leichenschmaus

Den Tisch des Toten umringten die lieben Verwandten.

Inmitten fröhlich plappernder Tanten

saß sorgenvoll und still

der letzte lebende

Onkel.

Geschlecht / Gender



Markus Berger

Ums wasser /: gerettet! oder meerische Ferien

Flutterwuschig ruhende Wogen über Anemonenperspektive /
: – (pssst ... nur noch flüstern.)

Seezungengeruch düngt Welten: jenseitig, diesseits – still und frisch. / Gebrandmarkte Felsspalten schlucken: Trübsal – sausende Muffen, von Beinchen getragen, klappern: im Mövenkonvoi – Sternenkinder, von heißem Strom aus kühlem All verwirbelt, purzeln: in himmlische Wellen – – & kalbende Gletscher weinen: um die Brut //

Oberirdischer Rundgang; oberhalb. # Delfi? / nisches Orakel; Sonne fällt: ins Nass mit Mondesschall: am Abend. Riech doch am Schaum; / dont keep it on and on; gelb aus der Nase; Schlitterpartie im Rausch/gewand.

Zur Bootstour –: ohne Schwimmweste aufgetaucht. & reichgerotzt – – // zum Wellenbrecher aufm Brett; – intramundane Regatta! – erfordert

^^^
^^^
^^^
^^^
^^^
^^^, das = Salz & Sushi /.

Sabine Imhof

später steht er auf und tanzt

er legt mich zusammen
bettet mich in die streichholzschatel
schiebt mich auf und zu
ich winke, immer anders

trinkt er seinen tee
manchmal vergisst er das wasser
auf dem gasherd
er liebt ihn sehr
manchmal nennt er ihn robert
er ist der einzige, der ihn versteht

ich winke, in allen sprachen
trinken wir tee
er denkt darüber nach
mich in die hosentasche zu stecken
es wäre eine beförderung

wohin du willst, sagt er
du hast alle fenster verdient
mit dem daumen auf der löchrigen zeit.

Carina Nekolny

Das Handtuch

Unangefochten war er der König.

Alles, was er sagte, wurde aufgesogen. Und geglaubt. Schließlich war er der große Bruder. Einem großen Bruder glaubte man. Ohne wenn und aber. Er stand außer Frage. Er war der Größte. Sie liebte ihn, wie man nur einen großen Bruder lieben kann, grenzenlos. Und sie bewunderte ihn. Alles an ihm. Grenzenlos.

Dass er schon so groß war, so lang und dünn. Dass seine Knie dort anfangen, wo ihre Beine endeten zum Beispiel. Oder dass er schon ins Gymnasium ging, während sie erst in der zweiten Klasse Volksschule war.

Ja, es gab oft Streitereien, aber nicht zwischen ihm und ihr, das nicht. Das hätte sie sich nie getraut. Das hätte ja geheißen, den König anzuzweifeln. Wenn es Streit gab, dann mit dem mittleren Bruder.

Den hatte der König einmal sogar so fest gedrückt in der Wut, dass die Holztür zerbrochen war und beide in den Kasten hineingefallen waren, mitten in die Pullover und Socken. Er konnte ziemlich aufdrehen, der große Bruder. Man musste sich vorsehen. Aber was er sagte, das galt. Dem konnte man nichts entgegensetzen. Er war der Boss.

Der Einzige, der ab und zu wagte, den König in Zweifel zu ziehen, war der Mittlere. Das konnte natürlich nicht ungestraft bleiben. Das musste er büßen. Bekam Watschen oder wurde in den Schwitzkasten genommen. Der Älteste verteidigte sein Reich wie ein Löwe. Zweifler und Spötter konnte er nicht brauchen und schon gar nicht leiden.

Und er hatte eine große Klappe. Immer hatte er das letzte Wort.

Für sie, die kleine Schwester, war das alles kein Problem. Sie liebte ihn ja. Und wenn er sagte, Jetzt kommt der Krampus, sobald die Mutter das Haus verlassen hatte und die kleinen Schwestern begannen, wie auf Kommando schrecklich zu weinen, dann sagte sie nichts. Obwohl sie wusste, dass der Krampus zu Nikolo kommt. Jetzt war aber März. Keine Krampuszeit. Sie sagte nichts, ließ die jüngeren Schwestern Rotz und Wasser heulen. Weil sie ihn liebte, den König.

Eines Tages, sie mochte wohl acht, neun Jahre gewesen sein, sagte der König zu ihr, Komm einmal mit.

Wohin denn, wollte sie fragen, sagte aber nichts, denn wer fragte schon den König nach seinen Befehlen. Sie ging hinter ihm her und war stolz. Er hatte sie auserwählt.

Sie waren nicht allein zu Hause, in der Küche werkte die Mutter, sie hatte immer irgendetwas zu tun. Niemand wusste allerdings genau, was. Denn man sah nie ein

Ergebnis. Höchstens dass der Bügelwäscheberg immer höher wurde oder die Saftflaschenbatterie auf dem Tisch sich vermehrte.

Die Schwestern spielten mit den Barbiepuppen, so wie jeden Tag. Ausziehen, anziehen, Wohnung herrichten, Puppenmöbel verrücken, ausziehen, anziehen.

Der andere Bruder klebte im Keller ein Flugzeugmodell mit zweihundert Teilen zusammen oder fing Wespen und verbrannte sie bei lebendigem Leib. Das konnte er gut, dann glühte die Flamme in seinen Augen. So etwas durfte man eigentlich nicht tun, das war Tierquälerei, das hasste die Mutter. Aber verpetzen wollte sie ihn auch nicht, das tat man nämlich genauso wenig, Ehrensache.

Komm mit, sagte der König und wortlos ließ sie die Puppe liegen und folgte ihm. Er ging mit ihr ins Badezimmer.

Es war hellrosa gefliest, am Boden kleine Mosaik. Wenn man lange genug auf die Steine starrte, begannen sie vor den Augen zu tanzen. Ein Alibert gegenüber dem Spiegel. Mit etwas Geschick konnte man sich durch Öffnen der Alibertspiegeltüren, verdoppeln, verzehn-, ja verhundertfachen. Und kleiner, immer ferner wurden dann die Spiegelbilder. Es war ein Wunder.

An der Wand hingen die Bademäntel. Gelb mit Enten, die der kleinen Schwestern. Rotweiß gepunkteter Frottee die anderen. Das blaue afrikanische Hauskleid der Mutter, Vaters Dressing Gown. Alle hingen da fein säuberlich. Eine Bademantelfamilie.

Der König deutete auf den Sessel, der zwischen Badewanne und Heizkörper stand. Ein alter, roter Drehsessel, wie beim Friseur. Wenn man auf die Sitzfläche stieg, konnte man sich im Spiegel an heimlichen Stellen betrachten.

Folgsam setzte sie sich auf den Sessel und baumelte mit den Beinen. Sie sah den König erwartungsvoll an. Er sagte zuerst nichts, machte die Tür zu und verriegelte sie. Dann sagte er leise, Ich zeig' dir was.

Er zog die Hose aus und holte sein Spatzi heraus. Schau, flüsterte er, Schau her!

Sie wollte nicht, weil die Mutter gesagt hatte, man sollte den anderen nichts wegsehen. Besonders nicht an dieser Körperstelle. Die ging niemanden etwas an.

Sie schaute also auf den Boden, schaute auf das schwarz-rosa Fliesenmuster. So als sähe sie es zum ersten Mal. Der König nestelte herum, sie sah zu Boden.

Dann nahm er das Handtuch vom Heizkörper, es war grau und grün und gelb, es war ihr Lieblingshandtuch, denn es war weich und warm. Er nahm es und breitete es wie ein Stierkämpfer in der Luft aus. Es flatterte zu Boden, eine bunte Fahne, legte sich dort als grau-grün-gelbes Karree auf die Fliesenblumen. Ihre Beine baumelten weiter, sie sah auf das Handtuch, auf die Fliesen, dann auf den König. Er stand sehr aufrecht vor ihr, die linke Hand hielt das Spatzi, das plötzlich groß und dick war, die Rechte war ausgestreckt. Der Zeigefinger wies auf das Handtuch.

Zieh die Hose aus, sagte er, aber so leise, dass sie nicht wusste, ob er es wirklich gesagt oder nur gedacht hatte.

Er zog sie an der Hand hoch vom roten Sessel, fuhr ihr unter das Kleid hinein, griff nach Strumpf- und Unterhose, zog und zerrte ihr die Hosen vom Leib. Er atmete schwer. Sie fühlte sich wie ein Stein.

Leg dich hin, zischte es aus des Königs Mund. Sein Atem war heiß, er brannte am Ohr. Wieder zeigte der gestreckte Finger aufs Handtuch.

Sie schluckte, die Spucke im Mund war wie Staub. Sie legte sich hin, im Magen war es kalt. Was ist das? dachte sie.

Noch während sie dachte, kam der König näher, immer näher, durch den Gedanken hindurch, krümmte sich über ihr wie eine Schlange. Unter ihr das Handtuch war kühl von den Fliesen, sie spürte die winzigen Fliesenzwischenräume auf den Waden.

Der König lag schwer auf ihr, er keuchte. Und schwitzte. Sie schloss die Augen. Das war nicht der König. Ein König darf nie so nah sein, wollte sie schreien, aber er schob ihr eine schwitzige Hand über den Mund.

Sie spürte seinen Brustkorb auf ihrem, seine Hand war unter ihrem Kleid, er gab den Mund frei. Im nächsten Moment steckte ein nasser, zuckender Wurm in ihrem Mund. Keuchen, der Wurm fuhr zwischen den Zähnen herum, wand sich um ihre Zunge. Es reckte sie, gleich würde sie sich übergeben. Dann war er plötzlich weg, der Wurm, das Gesicht des Königs aber ganz nahe, so dass die Augen zu einem einzigen Walfischauge verschwammen.

Beine auseinander, brüllte er ihr ins Ohr. Es fuhr durch sie hindurch wie der Strom eines Weidezauns. Die Hand war überall, riss an ihren Schenkeln, seine Beine pressten ihre Knie. Er zwängte sich dazwischen. Erhob sich mit dem Oberkörper über sie, die Arme durchgedrückt, der Bauch pulsierte.

Beine auseinander, spuckte er.

Sie machte die Augen wieder zu. Sie wollte den König nicht sehen. Das war gar kein König. Das war nicht ihr Bruder, der alles wusste und konnte. Er stieß gegen ihr Becken, dass es knirschte, er presste sie so flach auf den Boden, dass ihr der Atem verging.

Beine auseinander, schluchzte er.

Sie war Eis.

An den Innenseiten ihrer Schenkel war etwas Hartes, dann ein plötzlicher Schmerzblitz. Sie blieb stumm. Über ihr schnaufte das Tier. Es wand sich und riss den Mund zu einem stummen Schrei auf. Heiß und nass rann es über ihre Schenkel.

Es dauerte ewig, einen Lidschlag.

Das Denken hatte aufgehört.

Alles hatte aufgehört.

Sie war tot.

Das Tier zog sich zurück, nahm des Königs Gestalt an, rappelte sich auf, stieß gegen den Sessel. Er quietschte. In ihren Ohren quietschte es weiter, es hörte nicht auf.

Sie hielt die Augen geschlossen, so fest sie konnte, so lange sie konnte. Der Atem blieb, wo er war, er kam nicht durch den Mund, wo der Wurm gewüetet hatte. Bis sie nicht mehr konnte und er aus ihr hervorbrach.

Das Leben kehrte zurück.

Das Tier, der König, der Bruder war weg.

Sie lag auf dem Rücken, oben am Plafond die Lampe, ein weißes Auge, hatte alles gesehen. Schließlich stand sie auf, die Knie wie Gummi.

Weißer Schleim klebte an ihren Schenkeln.

Sie wischte ihn mit dem Badetuch weg.

Es brannte zwischen den Beinen, es war nass. Weiß und rot, wie der Ribislsaft. Blut.

Zur Mutter konnte sie nicht gehen.

Sie zog sich vorsichtig die Unterhose an, es brannte. Dann die Strumpfhose. Auch die Augen brannten, der Mund. Es war Wüste.

Das Kleid darüber. Lange saß sie auf dem Sessel, rührte sich nicht, nur die Beine baumelten. In ihr baumelte das Herz. Am Boden, auf den schwarz-rosa Fliesenblumen lag das beschmierte Handtuch.

Sie brannte.

Irgendwann erhob sie sich, nahm das Handtuch, wusch es im Waschbecken aus, heißes Wasser, kaltes Wasser, heißes, hängte es über die Badewannenarmatur, es tropfte.

Klack, klack, klack fraß sich der Tropfen in ihr Hirn.

Sie saß wieder auf dem Sessel, der roten Insel in dem Raum, zwischen den Beinen das Feuer. Im Herzen Scham.

Der König war tot.

Dann fasste sie sich und trat aus dem Badezimmer in die Welt.

Die Schwestern spielten anziehen, ausziehen, anziehen mit den Barbiepuppen. Es war gar nichts geschehen. Sie war nicht weg gewesen. Oder doch?

Der König blieb tot. Den Bruder hasste sie seither.

Den Eltern hat sie nichts erzählt, Ehrensache.

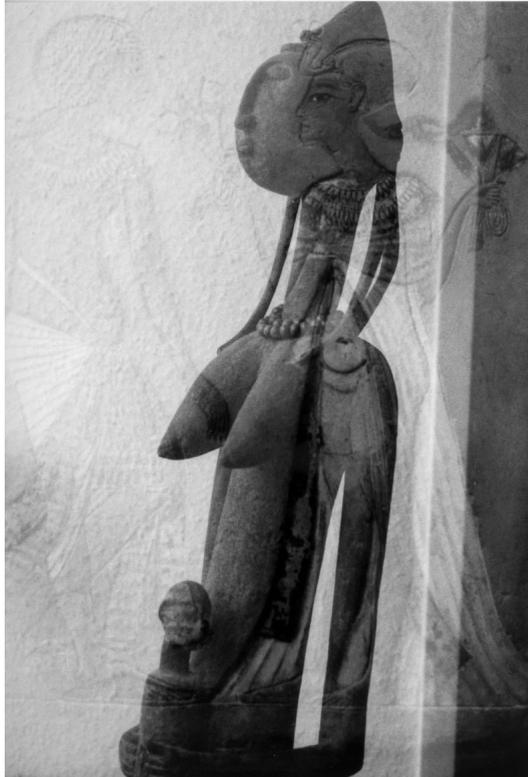
Rita Kupfer

Sprach. Los.

Du Heinzl. Du.
Kommst nicht mehr des
Nachts um mir ins Ohr zu
raunen. Vorbei. Zu neugierig. Sagst
Du. Zu laut zudem. Eisige Hände ziellos

im Raum. Das Auge verklebt.

Die Zunge schleifend auf
rissigem Boden.
Das Herz sich krümmend in
den Kiesel
des Rheins.



Arthur Breinlinger

Eine Wölbung wie Himmel
Neue Gedichte 3/06

I

Zimten
treibt Schnee
Amseln tragen zögernd Wind her
eiblau an die Decke geheftet
eine Wölbung wie Himmel
und Gespräche stehen
wie wunde Rehe
auf einer Lichtung
von plötzlichem Blitzschlag
eisgrell erhellt

So schön, rief er,
verbirgt nur die Sprache
unsere furchtbarsten Geheimnisse

II

Ich bin eine Frau
rief sie
eine Frau
die sich fühlt
wie ein Mann
der sich fühlt
wie eine Frau

Von einem Lidschlag zum anderen
hagelte es
amselweiß
der Himmel hatte sein Maul geöffnet
wie aufgespießt
zitterten im Gaumen und eitrig
die Segel der Wolkenschiffe

III

Pferdrot
bleckte der Abendhimmel
von Stieren wie Wolken
furchtsam bedrängt

Wir können
sagte sie
auch über Liebe
sprechen
Wir malen sie
in grünen Flammen
an die Wand
und lauschen
verstummt
dem blauschimmernden Gesang
der Vögel

Aber
schneien darf es dann
nicht
brauste er auf

Verstörte Schmetterlinge
wie Wörter
setzten sich
auf unsere Schöße
Die bluteten
von all den
Anstrengungen

Ulrich Bergmann

Nachtschaum

Tom wachte auf, ging ins Bad, die Sonne entzündete die weißen Kacheln. Die Wände blendeten den jungen Mann. Ich habe Angst vor dem Unsichtbaren, das mich im Raum bedroht. Ich wache auf, aber nicht richtig, nicht ganz. Ich stehe auf und gehe zur Tür. Die Angst bleibt. Ich will wach werden, schaffs aber nicht, will die Angst loswerden, schaffs aber nicht. Der Schlag auf den Lichtschalter rettet mich, nicht sofort, aber bald. Ich geh ins Bad und seh im Spiegel mein Gesicht. Ich lasse Wasser über meine Hände laufen und alles ist gut. Ich habe eine gestaltende Kraft, wenn die Nacht zu stark wird. Ich steige aufs Dach und springe in die Tiefe. Ob der Fliegende erst schweben muss und ob sich das Fliegen dann als schwebendes Fliegen über der Erde begreift, bleibt in der Schweben wie die Frage, warum er schwebt oder fliegt, ob er fliegen will oder schweben soll. Ich muss, weil ich will, aber ich will nicht, weil ich soll, ich weiß nicht, ob ich für mich fliege oder mit mir selbst schwebe, und ich weiß auch nicht, was es bedeutet, wenn ich schwebe, bevor ich fliege, ob ich zum Fliegen bestimmt bin oder zum Schweben. Dieser Zustand zwischen Schweben und Fliegen, der mir nichts sagt, sagt sich selbst vielleicht alles, will nur sich selbst bedeuten und sonst nichts. Wie unser ganzes Leben, ein Steigen und Fallen, das sich wechselseitig negiert und endlich aufhebt. Im Aufprall auf die harten Steine werde ich wach und rette mich in die nächste Nacht. Tom ging zum Waschbecken. Er wollte den Schlaf aus den Augen schwemmen und seine Haut im Spiegel über dem Becken sehen. Es ist viel zu hell hier, dachte er. Er sah nichts. Er beugte sich über das Becken zum Spiegel an der Wand. Aber der Spiegel fehlte! Tom senkte den Kopf und schaute an seinem Körper herunter. Halb aufgestanden zeigte der Schwanz nach vorn, auf der Kuppe noch der Schaum der Nacht. „Sag mal, wo ist denn der Spiegel?“, rief er über die Schulter zurück, während er mit der

rechten Hand zum Wasserhahn griff. Sara lag noch im Bett. Er hörte, wie sie ihren Körper dehnte. Seine Hand fasste ins Leere, tastete tiefer und stieß im Schwung gegen eine scharfe Kante. Tom schrie leise auf, als er das offene Wasserrohr sah. Die Augen suchten links und rechts den Hahn, da hingen die Handtücher an den Haken wie immer. Da war kein Hahn. „Sara!“ Tom schrie nach der Ursache. Kein Spiegel, kein Wasser! Da springt Sara aus dem Stoff, die Tür zum Bad zersplittert, Sara steht im Flutlicht hinter Tom. „Aus dem Wasserhahn kam schlechtes Licht“, sagt sie, „das riss ich aus dem Rohr!“ Saras Haut glänzt im dampfenden Schweiß. Ihre Stimme klingt sanft, aber Tom erstarrt, als sie über ihn hinaus wächst und mit breiten Beinen über ihm steht. Sie nimmt Toms Kopf zwischen die zitternden Schenkel und presst sie zusammen, bis ihm Hören und Sehen vergeht. Dann spreizt sie die Beine weit auseinander, und während die Füße auf den Kacheln weggleiten, sinkt sie zu Boden, bis Toms Zehenspitzen im Becken verschwinden. Atemstillstand.

Jede Nacht fallen Sterne

Der Nachtzug fuhr ein. Antonia schloss langsam Houellebecqs Roman „Les particules élémentaires“ und hielt sich noch am leicht abgeblätterten Türgriff fest, als sie auf den tiefliegenden Bahnsteig hinuntersprang. Dann lief sie durch die naivbemalte Unterführung, deren Steintreppe wie ein Pissoir aus dem Balkan oder Kasachstan roch, zum Seitenausgang, vorbei an dem gähnenden Taxifahrer mit anatolischem Schnurrbart & Stammbaum, den verführerischen Schokocroissants- und Camel-Reklamen, und weiter, an dem vom Regen und Wind lädierten Papierlächeln eines Ex-Kandidaten irgend-einer Partei, immer gerade aus, den Akazien und krummen Platanen folgend.

Antonia war nicht abergläubisch. Selbst die düsteren Voraussagen der Astrologen erregten nie ihr Gemüt. Nostradamus blieb eine Ausnahme. Statt ihre sinnschwangeren Zeichnungen zu beachten, schaute sie lieber zum freien Himmel, ohne jede Deutungsabsicht, sah, was ihr Auge sehen wollte. Jede Nacht fallen Sterne, bemerkte sie, während sie vom Bahnhof nach Hause marschierte und die Katze sich auf die akrobatische Landung vor ihren geschwellenen Füßen vorbereitete.

Auch dass links von der Glastür eine angeleuchtete Hausnummer 13 sich wie ein Tintenfisch ausstreckte, machte ihr nichts aus. Zwar gehörte das Turmhaus mit dem flämischroten Ziegeldach nicht ihr, sondern einem futuristischen Architekten und seiner gegen Katzenhaar allergischen Freundin, aber sie bewohnte es immerhin seit elf Jahren. Kurz nach dem Einzug riss sie mit bloßen Händen die hohen Gräser hinter dem Haus aus und das vitale Unkraut, grub Löcher für mehrere Zedern, einen blauen Hibiskus, Jasmin. Den Rosenstrauch pflanzte sie, trotz Frostmeldungen, im November. Alle dreizehn Pflanzen waren tief in der Erde verwurzelt, nur sie nicht. Sie passte nirgendwo. Und trotzdem sprach sie von diesem rohen Bauwerk wie von ihrem Zuhause. Besonders nachts, wenn sie unterwegs war. Ihre Füße hatten letztlich ein Ziel: Hausnummer 13 und, hinter dem spitzen Zaun, den Garten mit den dreizehn Pflanzen. Green Grass of home, sangen die Freunde und seufzten wie auf einer Theaterbühne. Nein, lachte sie, noch nicht mal ein Ersatz. Eher eine Parodie.

So wie ich nun eine Parodie oder sogar eine Karikatur meiner Selbst bin, fügte sie noch hinzu, während ihr Mund sich nicht entschließen konnte, weiter zu lachen oder wie ein gekentertes Schiff zu versinken.

Als sie vier wurde, mochte sie vor dem Schlaf nur noch Märchen mit feuerzüngigen Drachen und knarrenden Gespenstern hören. Später entdeckte sie auf dem Boden einer Holztruhe das wahnsinnige Poe-Gedicht mit dem Raben und fand alle anderen Geschichten äußerst langweilig. Nevermore, krächzte sie bis zum Erbrechen, auch dann, wenn sie das Gegenteil meinte. Willst du Milch? Nevermore! Einen Kuss? Nevermore! Willst du leben? Nevermore! Willst du sterben? Nevermore! Nevermore! Hast du Angst?

Nein, sie kannte dieses Gefühl nicht. Damals noch nicht. Und lange nicht mehr, als sie aus dem Zug in die Nacht hineinsprang und an allem vorbei lief, den Akazien und krummen Platanen folgend. Antonia war wirklich nicht abergläubisch. Die schwarze Katze, so schwarz wie ihre Verstecke, gehörte seit dem letzten Umzug vor drei Jahren zu diesem Mitternachtswegritual. Für sie kein Teufelskind, sondern jemand mit biegsamer Identität zwischen Geheimagentin und Königin der Nacht. Vielleicht sogar eine Komplizin, dachte sie, während ihre Hand und dann die trockene Zunge über die Akazienblüten strich und Lust, wie lange nicht mehr, auf ein außergewöhnliches Erlebnis verspürte.

- Bleiben Sie einen Augenblick stehen! Ein flehender Unterton schwang mit in diesem aufdringlichen Flüstern am Seitenrand des Schlossparks. Antonias Füße gehorchten sofort, nur in ihrem Kopf blitzte es heftig und es schwirrten allerlei Bilder und Warnungen herum.

Auf den flüsternden Schatten fiel irgendwann die Lichtwelle eines vorbeifahrenden Autos. Ihre kurzsichtigen Augen erkannten nur die groben Umrisse. Ein Blitzableiter. Oder ein Pfeil. Nein, ein brennender Scheiterhaufen. Im 21. Jahrhundert?

Die Schweinwerfer eines Lastwagens lösten endlich das Rätsel: Sie sah sein erigiertes Glied, aus der Sklaverei der engen Hose befreit und von der rechten Hand zärtlich umschlossen.

- Mein Hirn ist vollgestopft mit Philosophen und meine Zähne wollen nicht mehr kauen, aber der hier ist unersättlich, fühlte er sich zu einer Erklärung verpflichtet. Tagsüber reicht es mir einfach zu schauen wie zwei Hunde oder Eidechsen sich paaren. Nachts aber brauche ich eine sinnliche Stimme und langes Haar. Manchmal auch mehr.

- Michel Houellebecq?, hörte sich Antonia ihn fragen, obwohl sie von der Absurdität dieses assoziativen Gedanken überzeugt war.
- Nur weil er einen Roman über die Obsessionen eines Onanierenden schrieb, die selbst einen Psychoburschen wie Sigmund Freud in Verlegenheit bringen würden? Wenn schon Avatar, dann lieber Proust, erwiderte er. Oder Jorge Luis Borges. Kennen Sie diesen Satz: „Meine größte Sünde war, dass ich nicht glücklich wurde“? Keine Ahnung, stattdessen kannte sie eine alte Filmszene, mit einem melancholischen Mann, der ins Boot stieg, um auf offenem Meer seinen Samenerguss auf weibliche Unterwäsche verströmen zu lassen.
- So gesehen, bin ich auch eine „Borges“. Und die Katze vielleicht? Auch wenn sie nichts davon weiß und trotz des glücklichen Eindrucks?
- Welche Katze?, fragte er unruhig. Ich kann diese Zwerghexen nicht ausstehen. Wie sie mich regungslos und fast verächtlich anstarren, bis mein Glied explodiert. Danach lecken sie von den Blättern oder der Baumrinde mein Sperma wie den irischen Butter-schaum. Ich fühle mich wie durchgebohrt und zu einer Bewässerungspumpe niederen Rangs degradiert.
- Wie gut, dass ich nicht als Katze auf die Welt kam, schmunzelte sie und entfernte sich einen Schritt.
- Sie wollen doch nicht gehen, mich in dieser Dürre zurücklassen ! Ihr langes Haar würde mir Linderung bringen...
- Sehe ich aus wie eine heilige Kurtisane? Meine Haare sind dünn, sie würden als einzelne Fransen über Ihren Schoß fallen. Vielleicht ist dies ein Hinweis, dass aus der Zwischenfrau, die ich jetzt bin, im nächsten Leben ein Glatzenadler wird. Oder eine Trauerweide.
- Wieso eine Zwischenfrau? Lassen Sie mich Ihre Knie berühren!
- Lieber nicht. Bin tausend Kilo schwer und tausend Jahre & diese eine Nacht alt, hab Reptilienhaut mit tausend Falten und eine Pfauenstimme. Zwei scharfe Messer haben mir die Brust zu zwei ungleichen Knollen und die Bauchorgel zu einem Dudelsack umgebaut. Seitdem trage ich nur noch Dehnhosen und zugeknöpfte Mao-Tuniken. Noch nicht genug? Meine Worte können weder schwimmen noch fliegen. „Ich liebe dich“ z.B. wurde im Jahre 1977 v. Chr. von einem Hai zerrissen. „ Bin eine schöne Frau “ ertrank in den Blutschläuchen eines Schlachthofs. Das Luftschiff „Es lebe die Hoffnung“ zerschellte an einer Klippe und „Lust und Begierde“ winden sich nur noch im Sand. Meine Knie sind keine Knie mehr, sondern ein Bündel durchlöcherter Fossil-knochen...

- Einen Sonderjäger wie mich könnten sie durchaus reizen.
- Na gut, Borges!, gab Antonia nach und ließ die allerletzten Vorbehalte wegfallen. Ich habe Sie gewarnt!

„Borges“ streckte den Arm aus zu ihr, wie zu einer Braut vom anderen Ufer. Sie war überrascht als sie merkte, dass ihre Hände feucht waren. Nur noch wenige leere Zentimeter trennten sie, und doch zögerte sie anderes zu tun als zu winken und sich in Dunkelheit einzuhüllen. Wenn die Katze bloß um ihre Füße springen würde, könnte sich die Berührung mit diesem perversen, seltsamen Mann und der nahe Anblick seines himmelwärts wehenden Glieds noch ein wenig verspäten.

Hören Sie auch die unausstehliche Katzenmusik? fragte er, ohne den Arm herunterhängen zu lassen. Die schwarze Katze ruft den getigerten Kater und er wird kommen und sie nehmen.

Und Borges fing plötzlich an zu jammern und sich wie ein heißer Katzentiger auf den Rasen zu rollen. Seine Finger trafen sie zwischen den Schenkeln: „Du, feuchtes Zwischenwesen und ich, ein Zwischennarr! Sag außer mir allen: Adieu and Nevermore! Nichts wünsche ich mir mehr als deinen wilden Raben und unseren Leiberchor.“

Sie können dichten!, staunte Antonia und ließ sich neben ihm fallen. Sein Glied schaute nochmals zu den fallenden Sternen und verschwand unter ihrem Haar.

Zwischenmenschliches

Ich schlenderte über den Boulevard Sébastopol und gedachte auf eigene Faust wieder in das Zentrum, möglichst zur Place de Opera, zurück zu finden. Wenn ich mich nicht in der Richtung vertat, müsste das möglich sein. Mir kam eine junge Frau von überraschender Schönheit entgegen, ich blieb verblüfft stehen. Selbst ihre Rückansicht versprach einen freundlichen Anblick. Sie hatte langes schwarzes Haar, schön geformte Waden und überhaupt eine schlanke Figur. Ich lief ihr nach um mich nach dem Weg zu erkundigen. Das Schönste war ihr Gesicht: Es war noch sehr jung aussehend, das Oval zeigte eine leichte Rötung, die Augen unter den langen Wimpern waren dunkel und glänzten feucht. Der Mund nahm bei den Worten des Ausländers, deren Klang für Franzosen bekanntlich barbarisch anmutet, neckische Konturen an. Listig lächelnd hängte die junge Frau sich in meinen Arm ein und steuerte mich in ihre Richtung. Ich war also wahrscheinlich falsch gegangen. Ihr freundliches Gehabe mutete mich seltsam an, aber vielleicht sah sie in einem fünfundsechzigjährigen Mann den Menschen jenseits von gut und böse. Es machte ihr offenbar nichts aus, dass ich sie ausdauernd musterte. Sie sah so zart und sündenlos aus, ich sagte mir, sie sollte für jeden als unantastbar gelten, außer, sie verlangte selbst nach einer Verführung, oder wies sie nicht ausdrücklich zurück, oder ließ einen der beiden Tatbestände vermuten. Für sie war ich ohne Zweifel ein alter Mann, jedoch schmiegte sie sich förmlich an mich. Plötzlich erklärte sie, dort wäre ein gemütliches Hotel und nannte einen Preis.

Stefanie Golisch

Signora Lucia

Statt zu verzweifeln, stieg Ferdinando B. einen Monat nach dem Krebstod seiner lieben Frau die zwei Treppen hinauf zu seiner Nachbarin, einer Ukrainerin, die ob der vermeintlichen Unaussprechlichkeit ihres Vornamens allgemein Lucia gerufen wurde und für 800 Euro im Monat eine an Alzheimer erkrankte Witwe pflegte.

Kurz und gut, er sei, das sehe sie selber, noch lange kein alter Mann und was er folglich benötige, sei eine Frau. Ob sie nicht unter ihren unzähligen Freundinnen ein einsames Herz wisse, das eventuell Gefallen an einem wie ihm – feste Arbeitsstelle, eigene Wohnung, eigener PKW – finden könne. Natürlich wusste Lucia, fest eingebettet in ein engmaschigen Netz aus Landsleuten, zumal Frauen mittleren Alters, die mit ihrem lächerlichen Gehalt in der Heimat Großfamilien ernährten, augenblicklich Rat. Und so sah man Ferdinando B. schon wenige Tage später zum ersten Mal in Begleitung einer üppigen Blondierten undefinierbaren Alters, deren breites Gesicht und hohe Wangenknochen sie eindeutig als Slawin auswiesen. Die Nachbarinnen, Witwen und alte Jungfern, gaben sich schockiert und verwarfen lauthals das unmoralische Tun, zu dessen unfreiwilligen Zeuginnen sie die Schamlosigkeit eines alten Kerls gemacht hatte, der offensichtlich den Kopf verloren hatte! Dabei bekamen sie, während sie eifrig das Neueste vom Tage austauschten, selbst feuerrote Ohren, denn gern ließ sie Ferdinando B., ein einfacher Mann, der das Herz auf den Lippen trug, durch anschauliche Schilderungen seiner aufregenden russischen Nächte an seinem neuem Glück teilhaben.

Anders als manch einer, der auf der unwiderrufflichen Schwelle zum Herbst des Lebens immer noch nicht schlau geworden ist und notorisch uneinsichtig auf wilder Leidenschaft und/oder inniger Seelenverwandtschaft beharrt, war er schlicht seiner Biologie gefolgt, die ihm zur Lösung seiner Probleme ein Wesen weiblichen Geschlechts nahe gelegt hatte, das, da keinerlei weitere Kriterien die Wahl beschränkten, auch sogleich gefunden ward.

Man sah ihn in den darauf folgenden Sommermonaten sonntags zu ausgelassenen Spritztouren mit den beiden Ukrainerinnen aufbrechen, manchmal mit nacktem Oberkörper, was die Nachbarinnen zeitweise dazu veranlasste, ihm den Gruß zu verweigern. Seine erwachsenen Kinder schämten sich für ihren Vater und ließen sich nie wieder in seiner Wohnung blicken.

Mit der Unbeirrbarkeit eines Menschen, der statt nachzudenken handelt, trieb er indessen sein Glück voran. Schon Ende September zog die Ukrainerin, die, so munkelte man, zu diesem Zeitpunkt ohne feste Bleibe war, zu ihm in seine Wohnung.

Sie war es nun, die ihm am Abend, wenn er von der Arbeit kam, seine geliebten Spaghetti zubereitete und morgens, angetan mit einem rosa Jogginganzug mit weißem Playboy-Bunny auf der Brust die Fußmatte gründlich über dem Balkon ausschüttelte.

Jetzt, zur Weihnachtszeit, ist seine Wohnungstür mit derselben silber- und goldfarbenen Lamettgirlande geschmückt wie im vergangenen Jahr; es hat sich also für Ferdinando B. unterm Strich fast nichts geändert. Auf die Frage, weshalb sie eigentlich mit ihm zusammen sei, habe sie einmal, so er, geantwortet, weil du ein guter Mann bist, der beste, den ich je hatte. Immerhin, so fügt er hinzu, trinke er nicht, also habe sie recht.

Inzwischen ist Lucias Schwiegersohn leider bei einem tragischen Verkehrsunfall ums Leben gekommen, und die zunehmende Verrücktheit der alten Witwe bringen sie langsam aber sicher um Schlaf und Verstand. Mehrmals am Tag sehe ich sie auf dem Balkon gierig eine Zigarette nach der anderen rauchen: zwei Jahre noch, dann ist die Wohnung der Tochter in Lemberg abbezahlt und sie kann wieder zurück nach Hause, auf jeden Fall fort aus dieser italienischen Hölle.

Bis dahin kann man aber gerne bei ihr nachfragen, wenn man eine Putz-, Ehe-, oder Frau für eine Nacht braucht.

Sie ist fünfundfünfzig Jahre alt, hat einiges vom Leben gesehen, ja das hat sie, und meistens trägt sie einen giftgrünen Hausmantel mit bunten Blumen am Saum.

Ines Hagemeyer

schau

zwischen uns

schmiegt sich ein Blatt

das wir über Jahre füllten

aufgefordert

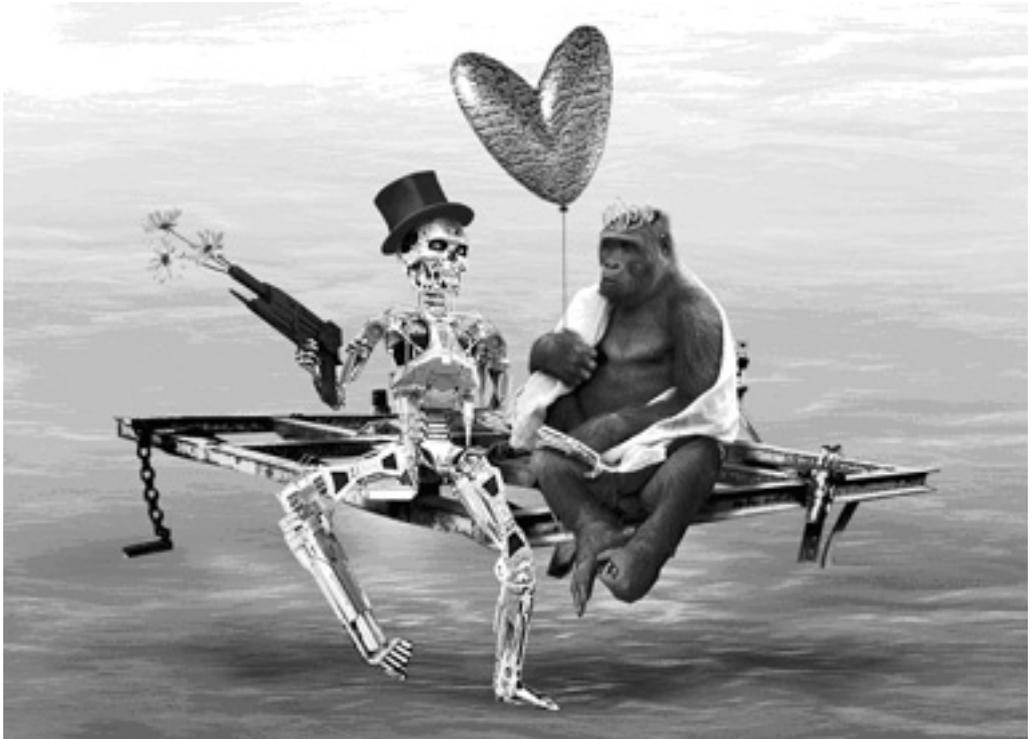
es endlich zu entziffern

verweigern wir die Auskunft

es könnte ja

auch Kostbares preisgeben

Geist und Bewusstsein



Ulrike Tisch

Selbstgespräch eines Jägers

(während sein Gewissen
vom Magen überstimmt wird)

Das Recht des Ersten
sättigt mich nicht,
und äße ich nicht
dieses Linsengericht,
so würde ich Hungers sterben.



Thomas Laessing

Circulus

I. Mörder

Ich bin ein Mörder.
Ich habe gerade
einen Teebeutel
in heißem Wasser
umgebracht.

II. Teebeutel

He, Du! Mensch!
Du hast mich umgebracht!
Hast heißes Wasser
über mich geschüttet
und nun
trinkst Du
mein Blut.

III. Tasse

Macht das unter Euch aus
Mensch und Teebeutel
ich übernehme
keine Verantwortung
denn ich bin
statisches Objekt.

IV. Wasser

Mich hat
niemand
gefragt!

Teebeutel, bitte...
ich... kann nichts dafür...
Das musst Du mir glauben...

V. Wasserkocher

Mir hat man nur
den Knopf gedrückt.
Mich
trifft keine Schuld.

VI. Küche

wenn Ihr wüsstest
wie lächerlich Ihr Euch
dranstellt.
Ich lasse es gleich mal
urknallen...
Dann werdet Ihr
schon sehen!

VII. Komposthaufen

Was auf mir
wohl bald
wächst?

VIII. Mörder, den toten Teebeutel auf VII. werfend

Flapp!

Tobias Sommer

Der Fernseher

Ich starre auf mein Spiegelbild in der Mattscheibe des Fernsehers. Seit Wochen kann ich nur einen Kanal empfangen. Das Programm ist eintönig und nichtssagend, eine weibliche Stimme nennt mit in regelmäßigen Abständen die Uhrzeit, mit einer Verzögerung von wenigen Augenblicken. Sie glaubt, dass ich ihr Spiel nicht verstanden habe, aber ich zähle mit, lasse mir keine Sekunde rauben. Die Zeit ist kostbar, auch hier, zwischen meinen Wänden, in diesem viel zu kleinen Raum; ich zwingen mich die Stunden, die ich in Fünfer-Blöcken zwischen die Fugen meiner Mauer male, zu genießen. Und trotzdem. Aus den Lautsprechern, die irgendwo im hinteren Teil der Wohnung versteckt sind, drückt die knisternde Frauenstimme Minuten in mein Gewissen. Mit jeder ihrer monotonen Ansagen zweifle ich mehr, rechne und hoffe; ich darf der Realität nicht glauben.

Ich hatte nie den Wunsch den Zeiger meiner Uhr zurückzudrehen, und dennoch fallen alte Bilder in das Daumenkino auf der Innenseite meiner Lider.

Meine Eltern konnten drei Programme empfangen, zwei durfte ich sehen, der dritte Kanal war nur eine Schneelandschaft. Die schemenhaften Andeutungen hinter den weißen Flocken waren für mich reizvoller als alle anderen Sendungen. Davon gehen deine Augen kaputt, sagten meine Eltern. Ich schrie in unregelmäßigen Abständen, meine Freunde durften alles sehen. Das ärgerte mich. Ich konnte die Wut nicht zügeln und schrie immer weiter. Jahre später, mein Zorn war vergessen, mein Gemüt reifer geworden, bekam für mich der Schnee eine Bedeutung. Die Flocken landeten auf meinem Kopf, schmolzen zwischen meinen Haaren, tropften auf meine Nase und vermischten sich mit den Tränen. Ich blickte zurück, sah zum ersten Mal in meinem Leben, wie der Schnee vom Himmel fiel, die Häuserwand in einen weißen Umhang hüllte, die Dachziegel verschwinden lies und das einzige Licht unterstrich, das aus einem der zahlreichen Fenster schien und mir den Weg zum entscheidenden Krankenzimmer wies.

Heute erkenne ich durch meine Brillengläser kaum die Maserung der Holzummantelung meines Fernsehgerätes. Ich sehe den Schnee, wie er langsam fällt, den Boden bedeckt, fleckenlos, still.

Es ist elf Uhr und vierundfünfzig Minuten. Ich zähle bis sechzig und weiß, dass es viel zu spät ist, wenn sie nicht gelogen hat.

Meine erste Freundin, spätere Ehefrau und heutige Witwe meiner Zukunft hasste den Fernseher. Wir verdummen von Tag zu Tag, schimpfte sie, mit jeder Sendung stumpfen wir weiter ab. Nenne mir ein Programm, das die Menschheit nicht für dumm verkauft? Ich schwieg, jede Antwort kam mir lächerlich vor. Ich zappte durch die Kanäle und durch unser Leben, Curling in Kanada, Arztserien mit Liebesschmerz und viel Blut, Spielshows für die Chance des Lebens, Ratgeber für Hobbysadisten, westeuropäische Nachrichten aus der ganzen Welt. Wir wenden uns um die eigene Achse, dachte ich damals und störte mich nicht an der Geschwindigkeit, heute wird mir bewusst, dass nur ich rotierte und meine Frau neben mir stand. Sie sah, wie ich mich von allem wegdrehte, jetzt muss ich ihr tatenlos zusehen.

Es dreht sich nur der Alltag und der Zeiger meiner Uhr oben links.

Für unsere Kinder war der Fernseher nur ein Produkt. Es gibt zu viele Medien, sagte meine Frau, während ich vor dem Computer saß, mit dem Kleinsten eine virtuelle Schneeballschlacht führte und das Zischen der fliegenden Bälle durch das Kinderzimmer zog.

Die Kinder sind verstreut, wie Zahlen im Netz des Datenhighways, nur hin und wieder taucht eine virenfreie Nachricht auf.

Die Digitalanzeige fällt lautlos auf Null. Ich klopfe gegen die Scheibe, auch wenn ich mir sicher bin, dass niemand mich hören wird. Die Frau der Zeitansage kommt näher, lächelt, ein Lächeln, das ich noch aus Tagen kenne, in denen ich eine Armbanduhr trug, sie richtet mit der rechten Hand die Fernbedienung auf mich, der rote Punkt brennt in meinen Augen, sie hebt den Daumen und lässt ihn langsam auf den größten Knopf fallen. Das Bild verdichtet sich zu einem kleinen Punkt, der nach einem nicht wahrnehmbaren Bruchteil im Nichts verschwindet, ein letztes Mal ihr Gesicht, für heute.

Ich klopfe noch einmal gegen die schwarze Scheibe und zähle die Schneeflocken.

Armin Steigenberger

Adamals als ich noch dichter
werden wollte und diesen traum
zäumte hatte ich stimm
bruch damals ritt ich
skandalös durch jede senkung

und heut seh ich mir selbst
zum verwechseln ähnlich

Seba Velo Bueno

Offene Unsinnsuche

Rap

Wir haben die Grenze zum 21. Jahrhundert überschritten.

Heute können Sie irgendwo im Weltraum ein Grundstück auf irgendeinem Planeten kaufen.

Dieses werden Sie niemals betreten, es sei denn Sie werden von den dort einheimischen Außerirdischen abgeholt.

Die Auswirkungen der Medien haben ein Ausmaß erreicht, das nahe an der Gehirnwäsche ist.

Wir, die desillusionierten jungen Menschen in Deutschland, sind der fernen, aber realistischen Welt des Terrors ausgesetzt, die über den gesamten Planeten hineinbricht. In unserer Realität gibt es Punks, Techno-Kids, Heroinjunkies, Obdachlose, alte Menschen, die die Müllleimer durchstöbern, damit sie sich die teuren Medikamente noch leisten können, Hip Hopper, Snobs, Hippies, Nazis und Terroristen.

In den großen Städten trifft man ab und zu auf Menschen, die schreiend durch die Straßen laufen, und das ohne ersichtlichen Grund.

Heute ist auch jeder ein Star, ob mit oder ohne Begabung, entscheiden Dieter Bohlen und Konsorten.

Wenn wir früh genug gebucht haben, können wir überall hinfliegen, sogar in die USA. Dort werden wir zwar jetzt unsere Fingerabdrücke und einige Antworten abgeben müssen, sind dann aber endlich im so freien Lande der Todesstrafe.

Zurück zu uns, Europa, Deutschland, blauer Brief, Ost-Erweiterung.

Ob die Türkei der EU wohl noch beitreten wird, ohne die Missstände in den Gefängnissen zu beheben, ist noch nicht klar. Apropos Erweiterung, endlich gibt es McDonalds in Afghanistan und im Irak, und günstiges Öl für die Amis, die das Kyoto-Protokoll eh nicht unterschreiben.

Wo war ich stehen geblieben?

Ah, ja. Unsere junge Generation ist konsum-, medien- und handysüchtig. Ängste vor einem atomaren Krieg wurden durch Ängste verdrängt, ob die Hose zur Mütze oder der Nagellack zum Lippenstift passt.

Das Volk tummelt sich auf der Loveparade, dem Oktober- oder dem Volksfest, es trinkt (betrinkt sich), schneift Schnee oder schmeißt sich bunte Smarties ein. Oder, wenn Loveparade etc. nicht stattfinden, hockt es vor der Glotze und säuft oder kifft Abend für Abend.

Teenies himmeln den dämlichen Kübelböck an und kaufen, wie schon seit 50 Jahren, alle (fast alle) die Bravo.

Verdrossen unverdrossen leben wir unser Leben unglücklich im Glück, oder andersherum weiter, denn wir sind hyper, hyper. Wohin führt die Leiter?

Unser Essen ist ein unüberschaubarer Brei, bis zur Unkenntlichkeit geschmückt. Ketchup drauf, alles klar.

So basteln wir alle an unserem unsicheren Leben, wie es die pädagogischen Wortführer bezeichnen würden.

Selbst ich versuche manchmal, so gut es geht, meine Probleme zu verdrängen oder sie auf andere abzuschieben, habe aber leider keinen Fernseher mehr. Zum Glück. Denn ich bin TV-süchtig, eine der unzähligen Nebenwirkungen unserer Gesellschaft. Ich habe meinen Fernseher weggegeben, geheilt bin ich deswegen immer noch nicht.

Zurück zu fundamentaleren Themen:

Also, ob die Hölle schon los ist oder noch losbricht, ist gerade nicht klar. Osama bin Laden ist mittlerweile „Weltfeind“ Nr.2, und dass Bush sich noch mal zum Präsidenten der Freien Welt gemacht hat, war mir auch nicht klar.

Und wann der Kubaner abtritt und ob dann der Konsumrausch Eintritt erhält in Kuba, weiß ich auch nicht.

Wenigstens gibt es jetzt Raumkreuzfahrten für jeden Reichen, vielleicht können die dann ja ihre Ranch auf dem Mond besichtigen.

Es gibt Sauerstoffzelte für die Oberhypochoonder und Psychopharmaka für jedermann, jede Frau und jedes Kind.

Wir sind doch alle ein bisschen ADS.

Kurz noch mal zum Essen, und zwar nur bei Fleischfressern. Darin enthalten ist die tägliche Dosis Antibiotika und vieles mehr.

Mehr als nur drei Dinge auf einmal und auch mehr als in der Junior Tüte.

Obwohl, da ist ja Fleisch drin.

Egal, offene Unsinnsuche allemal.

Die 25. Stunde

Obwohl wir uns zusammengehörig fühlten, besaßen wir keinen Paarstatus, zumindest nicht miteinander. Fest eingebunden in ein Leben bestehend aus Arbeit, Kleinstfamilie, Schlaf, Ernährung und den übrigen Dingen, beschlossen wir, die wir uns nur digital per Mail verständigen konnten, einen Antrag bei der Weltregierung und vorsichtshalber gleich lautend bei der Weltkirche auf Einführung einer persönlichen 25. Stunde zu stellen. Mit der für unsere Zeit ungewöhnlichen Begründung, dass 24 Stunden allein nicht ausreichen zum Leben. Ob sie auf der Behörde wohl noch wissen, was es heißt, ein lebendiges Leben zu führen?

Ein Beamter, der in den Tiefen seines Gehirns ein winziges Zeichen von Humor und Neugier verspürte, genehmigte diesen Antrag mit dem Hinweis, man möge doch nach einem Jahr einen Erfahrungsbericht über eine Stunde Extraleben liefern. Sollte das Projekt nach kürzerer Zeit beendet sein, müsste ein genaues Protokoll verfasst werden, damit nicht anderen potentiellen und nicht registrierten Paaren der gleiche Fehler widerfahre. Insgesamt stünden uns dreißig Probestunden zur Verfügung, während dieser Zeit könnte ohne Angabe von Gründen die 25. Stunde wieder abbestellt werden.

Nun gehörte sie uns, die 25. Stunde. Uns, von denen es bisher ein Uns, ein Wir noch gar nicht gab.

Es war die reinste Magie, ein Zauber der uns einhüllte, führte und zittern ließ bei der geringsten Berührung, dem endlich nicht verbotenen Blick ins Auge des Liebsten.

Die Welt stand still. Pflanzen wuchsen in dieser Stunde nicht mehr, Autos und Züge hielten an, sogar der Wind verharrte in den Bäumen und die Wolkenbilder bei Mond waren eine Stunde lang die gleichen.

Wir trafen uns, ohne das es jemand merkte, bewegten uns frei, unbeobachtet und schrieten unsere Freude darüber laut aus dunklen Fenstern. Wir gingen durch geheime Türen, aßen aus fremden Kühlschränken, verschliefen auch einmal die ganze Stunde aneinander gepresst, aber meistens zeichnete nur das Bettlaken das Verlangen unserer Körper nach.

Dann war die letzte Stunde des Jahres gekommen. Wir hatten Angst zu sprechen, fürchteten eine Zukunft ohne unsere Zeit und hatten keine Chance, den durchgeregelten 24-Stunden-Alltag zu verändern. Ein Glas Wein half nichts, wir mussten eine Lösung finden, konnten nicht unseren Träumen nachhängen.

Der Verlängerungsantrag war längst gestellt, ein ärztlich bescheinigter positiver Bericht beigefügt, aber die Antwort von der Weltregierung blieb aus.

Er nahm sie fest in den Arm. Sie standen vor der großen Mooreichenuhr ihrer Großeltern und blickten auf die Zeiger, die sich nicht rührten. Gleich war sie vorbei, ihre letzte 25. Stunde, das wussten sie. Sie küssten sich, schauten wieder auf die Uhr, küssten sich noch einmal.

Die Uhr setzte sich nicht wieder in Bewegung.

Nicolas Jan del Nowack

Kreisförmige Lautzeichen – im Skulpturengarten

Die Sonne scheint ohne jedes Mitgefühl.

Skulpturengarten: schattig, angenehm kühl.

Bildausschnitt: zwei Tische.

Marmorstatuen: Griechen, Römer, höhere Werte.

Er schaut zufrieden in die Runde.

Sie blickt während seines Rundblicks in seine Augen.

Er beschleunigt mit dem Ausdruck von Kühnheit seinen Rundblick.

Sie nimmt die Sonnenbrille ab.

Er erreicht mit dem Blick wieder die Tischkante.

Sie blickt nun auf sein errötendes Ohr.

Er heftet die Augen auf den Bücherstapel seiner Tischplatte:

Plastik im hellenistischen Zeitalter, Die schönsten Sagen des klassischen
Altertums, Dein persönlicher Führer durch die Antikensammlung

...

Sie putzt ihre Sonnenbrille.

Er schaut geschäftig in einen Museumsführer.

Sie setzt die Sonnenbrille wieder auf.

Er betrachtet mit strenger Kennermiene die vornehme Blässe der stei-
nernen Jünglinge.

Sie schlürft genießerisch ihren Cocktail.

Er ordert einen Milchkaffee.

Sie genießt lauter schlürfend ihren Cocktail.

Er nickt verständnisvoll lächelnd der nackten Venus zu.

(Venus antwortet nicht. Der Cocktail ist leergeschlürft.)

Sie zieht die Schuhe aus.

Er betrachtet wohlwollend eine entfernter stehende Marmorgöttin.

Sie plätschert mit den gebräunten Füßen im Teich.

Er schlägt schnell entschlossen ein größeres Kunstbuch auf.

Sie bestellt einen Gespritzten.

Er vertieft seinen Blick in eine Abbildung eines Weingefäßes mit Ausguss, attische Phase, ca. 470 v. Chr.

Sie spürt dem Schorle-Geschmack mit der Zunge nach.

Er konzentriert sich auf den kommentierenden Text:

Aklaios und Sappho, der Lyriker und die Lyrikerin von Lesbos.

Sie summt eine populäre Melodie.

Er liest weiter: Aklaios hat seine Leier sinken lassen, um sich der von ihm verehrten ...

Sie schürzt die Lippen, um Lippenstift aufzutragen.

Er verliert die Zeile.

Sie kontrolliert, immer noch summend, das Rot der Lippen im Taschenspiegel.

Er beginnt von Neuem zu lesen: ... seine Leier sinken lassen, um sich der von ihm verehrten ...

Sie fährt mit der Zunge über die Oberlippe.

Er verbrennt sich einige Finger, als er unachtsam in den heißen Milchkaffee greift.

Sie befeuchtet mit der Zunge die Unterlippe.

Er sucht erneut die Zeile.

Sie taucht ihre dunkelhäutige Hand in das Teichwasser und kühlt sich die Wangen.

Er liest schneller, um den Text zu Ende zu bringen ... wendet sich der von ihm verehrten Sappho zu

(kreisförmige Lautzeichen), die ihm ...

Sie knöpft die Bluse auf.

Er kühlt seine Hand an Aphrodites Marmorbrüste (Nachbildung eines Originals aus dem 6. Jh. v. Chr.).

Sie streift ihren Rock ab.

Er sucht unruhig den Textanschluss.

Sie bedeckt ihre braune Haut mit weißer Creme.

Er bestellt einen Espresso, schwarz.

Sie heftet ihren Blick auf ihn.
Er verfärbt sich von weiß nach rot.
Sie öffnet ihren Mund halbrund.
Er schnappt nach Luft.
Sie atmet tief.
Er fragt: Haben Sie ein großes Latinum?
Sie lässt bejahend die letzten Hüllen fallen.
Er bricht in Schweiß aus.
Sie modelliert auch die wenig lichtexponierten Körperpartien mit der Lotion nach.
Er sucht vergeblich seine Sonnenbrille.
Sie geht auf ihn zu.
Er sagt: Im Griechischen war ich leider keine Leuchte.
Sie kommt näher.
Er haspelt: Höchstens, dass ich noch einige Grundbegriffe erinnere: ho logopoiios anthropophagos
– der menschenfressende Fabeldichter, Sie verstehen?
Sie streckt die Hand nach ihm aus.
Er beißt mit verzweifelter Kraft in ihren Zeigefinger.
Sie lächelt ein versteinertes Lächeln.
Er beißt auf Marmor.

(Die Alarmanlage läutet. Die Museumswärter haben Mühe, den Besucher von der Statue zu lösen, in deren Finger er sich verbissen hat.
Auf Befragen reagiert er nur mit stummem Öffnen und Schließen des Mundes, einem Goldfisch ähnlich.
Für die Presse ein gefundenes Fressen.
Die üblichen Formalitäten werden eingeleitet. Das Wetter bleibt heiter und trocken.)

Frank Milautzcki

A Tempo April

Sprechen wir vom Ich
vom echten versuchen wir es
ein Nichts genügt
vier Elemente zu bedienen
Pappeln im Wind und hinter ihnen liegt das Meer
die gesamte Trilogie in seinem Kopf
ja so möchte ich es ausdrücken
die gesamte vermaledeite und voller Kies
Krieg gegen das Ich
um diese Leere zu überwinden
das Ich fragt nicht danach
liebt die Zwischenwelten
in einem magischen Spiegelstein
und schließlich ist es das
daß er eines Tages sein wird
eine Verheißung oder sonst
ein Gefäß im April

(Cut-Up)



M. S. Chazara

Ich gehe

Ich gehe in den Raum

in mich.

Ich gehe in den Raum in mich.

Ich sehe in dem Raum mich.

Die Steine, die Berge, die Wellen

und den Boden

unablässig

fließen zu mehr.

Ich gehe zu mehr.

Barbara-Marie Mundt

Zwie

bist du da, hast du dich wieder versteckt? komm heraus, die luft ist rein – ist keiner da, der schreit, keiner der weint? – komm heraus, keiner ist da.

ich ist traurig, aber niemand will seine tränen. ich lacht und scherzt, wenn mutter weint und ich muss sich verkriechen, um ihren schmerz zu fliehen.

ja, ich lacht und scherzt und hält mir ihren kummer fern. ich trotzt und stampft mit dem fuß, läuft hinaus ins feld, den hügel hinauf zu dem baum mit der bank rundum und klettert hinauf, hoch, noch höher, in den wind, wo niemand es findet.

hier sitze ich und der wind zaust und trocknet meine tränen, die ungesehen fließen. elend, die schwester geht fort und mutter wird wieder weinen. was kann ich da tun.

der vater kommt und streitet und ich kriecht in den schwarzen tunnel, ganz weit hinein, wo kein licht hinreicht, so weit, und fürchtet sich. ich wird mit der schwester in die küche gesperrt und erfindet lustige spiele, ich hat fantasie. ich ist klug und musikalisch, ich singt und spielt und es rührt ich nicht, wenn sie streiten. ich hat keine angst und ich tröstet die große schwester. da geht die türe auf und der vater will, dass die kinder mitkommen zum essen in großmutterns haus. sie gehen mit ihm über den plattenweg, jede platte hat eine andere form und farbe und wenn sie nass werden verfärbt die graue platte zu blau, die rosafarbene wird tiefrot und manche haben glitzernde steinchen eingeschlossen. ich plappere und hüpfte an vaters hand und die schwester geht schweigend mit gesenktem kopf.

großmutter hat den tisch gedeckt, die teller sind weiß mit feinen blauen verschlungenen linien. vater spricht mit der schwester und ich kann unbemerkt die gabel in die linke hand nehmen. aber er hat es gleich gesehen und es beginnt die quälerei: die gabel gehört in die rechte hand, du bist doch schon eine junge dame und solltest schon gelernt haben, wie man isst. hat deine mutter dir das nicht beigebracht?

ich müht sich mit der rechten hand, ich hat keinen hunger mehr aber der teller muss leergequält werden und tapfer verteidigt ich die mutter. nach dem essen muss ich auf seinen schoß und er erzählt, dass sie nicht mal hemdknöpfe annähen kann. ich protestiert ganz laut: aber meine mutti ist lieb! und springt von seinen knien und läuft hinaus. ich ist böse, ich hat ein freches mundwerk. nichts an ich ist recht: kein sohn, die falsche hand, das falsche benehmen und mutter ist auch falsch. wenn ich auf seinem schoß sitzt, darf ich sie nicht lieb haben und innendrin ist nur angst, weil er so laut ist und so böse schaut.

ich laufe und laufe über die bunten platten und sehe sie nicht, in mir ist weh und wund. ich schließt die holztür hinter sich fest zu und schiebt den riegel vor und poltert die treppe hinauf, in die stube, in mutters arme. sie hat gewartet und sie fragt und fragt. musste ich wieder rechts essen und was hat der vater zur schwester gesagt und über sie selbst. und hinter allen fragen die eine, hast du ihn etwa lieb? und warum bist du weggelaufen? triumpf in ihren augen. ich sitze auf ihrem schoß, aber dort sitzt ich und beschwert sich über das kleidchen, das sie gestrickt hat und das kratzt und sie hat sich soviel mühe gemacht damit und jetzt ist sie enttäuscht.

fort und fort bin ich gelaufen und habe mich versteckt in vielen träumen, immer wieder und in wahrheit. bei jedem du wie dein vater, egoistisch, nur an dich, so oberflächlich - jedes wort ein schmerzhafter stich, du bist falsch, falsch, falsch - kroch ich weiter fort. und wenn vater bei seinen besuchen mich ansah, sah er nicht mich, er sah die andere, ich sah er, ein bild, ein fantom, das gar nicht existierte, mich trieb es hinein in den schwarzen tiefen tunnel, weiter hinein. aber ich ist stark, ich hält alle von mir fern, ich hat sie an der nase herumgeführt.

ich hat getanzt auf allen gräbern und es toll getrieben, niemand konnte es mit ihm aufnehmen, niemand ihm weh tun. und ich war strahlend, betörend und eiskalt, nicht für lau zu haben. und ich hat gelacht, gelacht, hat sich halbtot gelacht.

ich tanzte und tanzte toller und verlor sich dabei, so weit hat ich sich von mir entfernt und war allein. alle wege zurück waren verloren und das lachen erstarrte und legte sich wie eine binde über meine augen. und nun sehe ich nicht, taste, ahne, höre, spreche, doch mein gegenüber sehe ich nicht. ist jemand da, oder ist dort nur leere, von der augenbinde sanftmütig verdeckt?

bist du da? sie sind nicht mehr, die finsternen gestalten, vielleicht hast du schlecht geträumt. komm, spür den warmen sand unter deinen füßen, spür das wasser, wie es dich davon trägt.

Ulrich Bergmann

Gedächtnisprotokoll

Dialog zum Thema Denken und Fühlen

Bauch denkt: Du bist so gut, Uli.

Hirn: Wie bitte? Sag das noch mal laut!

Bauch: Du bist so gut!

Hirn: Das habe ich auch gerade gedacht!

Bauch: Wir verstehen uns gut, Hirn, stimmts?

Hirn: Total! Ich sag es nachher dem Uli.

Bauch: Ich dachte -

Hirn: Neinnein, wir sind nicht identisch.

Bauch: Ich dachte -

Hirn: Überlass das nur mir.

Bauch: Dir und Uli, oder?

Hirn: Ja, klar. Das regeln wir schon. Hast du Zweifel?

Bauch: Nein. Mein Bauch sagt mir, dass ihr euch gut vertragt.

Hirn: Dein Bauch?

Bauch: Ja, klar. Ich habe doch auch ein Gehirn!

Hirn: Schon okay. Mach's gut! Ciao!

Bauch: Ciao! (denkt: Du Fatzke, du!)

Marat Abrarov

Ich schick Euch meine besten Grüsse. Es geht mir gut. Auch wenn manchmal Trübsal mich heimsucht: bin ich vielleicht doch nur, denken sich meine Gedanken dann, ein Marmeladenbrotmitdermarmeladenseitenachuntenfallenlasser?

Gehe ich einen langen, langen kahlen Gang entlang, unendlich..... lang, nirgends ein Ausgang, nirgends eine Seitentür, wohin nur?

Endlich, ganz am Ende... eine Tür, daran ein Zettel, handgeschrieben: Die Toilette ist kaputt.

Trotzdem, aus der Ferne meine besten Grüsse an Euch alle.

Es ist so kalt hier, dass die Hundescheiße schon gefroren ist, ehe sie den Boden erreicht. Ratten sind hier so dick wie Schweine.

Das echte Leben, das ewige Geheimnis, unergründlich wie Frauen und ihre Handtaschen.

Oder wie kalte Treppenhäuser mit bekritzelten Wänden und doppelten, stählernen Wohnungstüren. Nasses Laub auf Betonstufen. Alle in Hast, alle klagen sie, wie schlecht es ihnen geht, und die meisten von ihnen sind morgens um neun schon betrunken.

Horst Saul

Widerspruch Mensch

Beine in die Erde eingerammt
und Füße in der Lavaglut
Aus unsichtbaren Spalten
quillt Geruch nach Leben
und an der Werkbank
dort im letzten Keller
hämmern Schatten
an dem Werkstück „Herz“
schmieden es berauscht
zu Lust und Leidenschaft und Tod
und setzen einen Kopf darauf
der drängt zum Licht
will Klarheit und Begreifen
und leidet an dem Riss
mitten durch sein Leben

M. S. Chazara

Und wenn jemand kommt

Und wenn jemand kommt
und sagt: Diskrepanz.

Und wenn jemand kommt
und sagt; Mittelalter
in deinem Kopf.

Jemand sagt: Zukunft und Jetzt und Hier.

Und wenn jemand kommt
und sagt: Nein.

Jemand sagt: Doch, und: Wir wissen.

Und wenn jemand kommt
und sagt: Utilitaristisch

Jemand sagt: Wissen und Glauben!

Und wenn jemand kommt....



Ines Hagemeyer

Findel

ausgesetzt –
dem Boden entzogen
zeichnest du Konturen
zunächst in der Luft
als Bestimmung deines Seins
auf einer Fläche
die das Gleichgewicht
zwischen den Lauten sucht
endlich die Nähe
um Geheimnisse zu lüften
wenn auch nur
auf dem Papier

Tina Deeg

Die Letzten der Welt

I

Liebevoll zupft C mir Traumperlen aus den Augen.
Ihr Lachen perlt in meine Herzsplitter.
Ich will schlafen, sage ich bedacht, und entziehe mich ihren Armen.
C wortwandelt im Schlaf. Ich verstehe sie nicht. Manchmal singt sie.
Sie liegt neben mir, lautlos. Ich höre ihren Wimpernschlag.
Du weißt, wir sind die Letzten der Welt, durchbrechen ihre Worte meine Dämmerung.
Ich täusche Schlaf vor.

II

Ich habe dir geschrieben, sagt sie und lächelt nicht ein bisschen.
Ich habe dir geschrieben und das Papier zerrissen in Myriaden von Wortfetzen.
Ich kenne das, sie hat öfter Anwandlungen.
Ich habe sie gegessen, sagt C und stellt behutsam die Kaffeetasse vor sich auf den Schreibtisch.
Ich habe meine Worte gegessen. Jetzt habe ich keine mehr.
Ich greife nach ihrem Arm, ziehe sie an mich heran und küsse ihr die Zweifel von der Stirn.
Ich schenke dir meine, wenn du willst, sage ich.
C schweigt.

III

Manchmal erstickt Buch im Schweigen.
Sie sammelt Uhren an, verliert Klarheit in ihrem Ticken.
Ich bin eine Sanduhr, aus meinem Kopf läuft die Zeit.
Lesart sitzt auf dem Bett.
Du kennst mich, sagt sie.
Du bist mein Buch, imaginär und doch real, ein Paradoxon selbst wie ich, erwidert er.
Ich werde bald leer sein, sagt sie und verstellt die Uhren.
Lesart sieht sie nicht an. Er sieht Buch nie an. Er ist nicht halb so real, wie sie es glauben will.
Doch - er ist da. Und sie sein Buch.
Du kannst die Zeit nicht anhalten, wie sehr du dich auch bemüht. Weißer Sand rieselt aus seinem Mund.

Ich muss es versuchen. Es ist meine Zeit, sie gehört mir, ich darf damit machen, was ich will.

Die Zeit gehört dir nicht. Du hast sie nur geliehen.

Sie sieht ihn an, Schmetterlinge leben in seinen Nasenflügeln.

Du, bricht es aus Buch heraus. Du bist der Grund. Du bist die Möglichkeit, die mir fehlt. Du bist das Leben, das ich gesucht habe. Du bist der Sonnenstrahl, der mich im Keller nicht erreicht. Ich bin nur das Buch, das du schreibst.

Du bist das Buch, das ich lese. Mehr nicht.

Das ist alles? fragt sie und verstellt aufs Neue die Zeit.

Wie könnte ich dich schreiben? Ich bin Geist in deinem Geist, ich bin dein Sand. Deine Suche und dein Keller. Aber du, du bist nur mein Buch. Ich habe keinerlei Einfluss auf dich, deine Sonne oder dein Leben.

Schreib mich! fleht Buch, schenk mir Zeit, zeig mir Sonne.

Ich kann nicht, sagt er, der Sand in seinem Mund wird rot.

Mir fehlt das Meer, flüstert sie.

Das Bett ist leer.

IV

Wie viel erträgt der Mensch? Wie viel ertrage ich? frage ich den Spiegel im Badezimmer.

Viel mehr als du dir vorzustellen bereit bist, ist die Antwort.

V

Willst du mich umbringen? Cs Augen flackern. Sie driftet ins Vorher. Verärgert fischt sie eine Stecknadel aus ihrer Suppe.

Was soll das, willst du mich loswerden? Dann musst du es nur sagen, und ich gehe.

Du vergisst dich, sage ich kühl, wir sind die Letzten der Welt.

Wir sind am Ende, sagt C und kippt den Rest der Suppe in den Abfluss der Spüle. 30 Stück, du wolltest wohl sichergehen, was?

Wir sind am Anfang, erwidere ich ruhig.

Zehn Jahre nennst du Anfang? faucht sie.

Ich kenne das, sie hat diese Anwandlungen öfter. Ich falte sorgsam die Zeitung zusammen, lege sie auf den Tisch und gehe ins Badezimmer. Spiegelschrank auf, kurz erschreckt mich mein Spiegelbild, ich suche, finde.

Wie lange hast du deine Tabletten nicht mehr genommen? rufe ich.

Was denn für Tabletten? Ich habe noch nie Tabletten genommen.

Seufzend nehme ich eine aus der Packung und gehe zurück. Zu ihr und ihrem alten Leben.

VI

Sie könnte ein Kätzchen sein, denke ich, als ich C zusammengerollt auf dem Sofa liegen sehe. Ein Glückskätzchen, für einen Moment muss ich lächeln, bis mir einfällt, eher nicht. Sie wortwandelt unverständlich. Ich setze mich neben sie und überlebe die Umstände einmal mehr.

VII

Wenn ich Buch bin, bist du Leser. Ich kann nicht eine Seite vor dir verstecken, nicht einen Satz, nicht ein Wort oder einen Gedankenstrich, egal wie viele Gedanken ich streife, du findest sie. Ich kann mich zurückziehen in das schwarze Loch meiner Seele, und doch - du findest. Die Leere ist brüchig wie meine Fingernägel, sie existiert nur für mich, denn du findest. Wir haben das Leben gemeinsam und den Tod. Den Sand und mein Meer. Auch Worte waren einst unser, aber ich habe sie geschluckt. Sie liegen mir ebenso schwer im Magen wie im Kopf zuvor. Ich vermisse gestern. Die Halbwahrheiten wiegen die Lügen nicht auf. Es sumpft, verstehst du? Ich bin das Buch, aber die Seiten verblichen immer mehr. Noch kannst du in mir lesen, aber bald... bald. Es ist kaum noch Zeit in meinem Kopf. Sie ist weg.

Sie ist zurück, sagt Lesart, zurück nach Hause. Sie gehört dir nicht. Du hast sie nur geliehen. Wie deine Leere. Wie mich.

Ich habe dich nicht geliehen, sagt Buch scharf, ich habe dich geschaffen.

Schwerlich finden ihre Worte den Weg über ihre Synapsen. Sie schlägt sich den Hand vor den Mund: Ich...

Du brauchtest die Zeit einfach nicht mehr. Und jetzt, er lächelt und sieht sie an, jetzt brauchst du mich auch nicht mehr.

Du kannst doch nicht... nein, nicht jetzt, ich... Buch verfällt in Schweigen.

Du hast immer noch die Leere. Aber auch sie wirst du nicht ewig nähren. Leb wohl, liebes Buch.

VIII

Ich bin ein Buch, sagt C und flüstert in die Decken.

Ich bin nicht verblichen, ich bin nur noch nicht fertig. Hörst du? stößt sie mich an.

Ja, ich höre, sage ich, immer noch sinnsuchend.

Wir sind nicht die Letzten der Welt, sagt sie, ihre Stimme hat einen anderen Klang, ich habe sie nie gehört.

Wir sind die Ersten. Ihre Augen glänzen vor Erregung.

Geht es dir gut? frage ich, ein seltsames Gefühl fließt durch meine Blutbahnen.

Die Leere ist gegangen, strahlt sie.

Hast du deine Tabletten schon wieder vergessen? Ich bin beunruhigt, obwohl ich das kenne, sie hat solche Anwandlungen ja öfter.

Tabletten! lacht sie und wirft sich auf den Rücken.

Ich bin ein Buch. Das Meer ist zurück. Für einen kurzen Moment war ich erschrocken darüber, aber... Es ist anders. Ich muss es neu zusammensetzen. Es ist so klein und ich bin dafür verantwortlich.

Irgendetwas hält mich davon ab, ihre Tabletten zu holen. Sie scheint glücklich. Ihre Augen sprühen Funken, ihre Haare glänzen, ihr Mund lacht Zeit. Ihre Hölle hat sie abgestreift, sie hat sich gehäutet, hat die Tabletten weggehäutet, ihre Angst, ihr Misstrauen, wie ein Kind kommt sie mir vor, ein mit dem Leben zufriedenes kleines Mädchen im bereits verblüht gewesenen Körper einer Frau. Sie geht auf über mir, gütig, bestimmt. Ihr Blick schreit nach vergessenem Leben. Ich könnte mich wieder in dich verlieben, denke ich, schweige.

Wir sind nicht die Letzten der Welt, auch nicht die Ersten, aber wir sind unvermeidlich, nicht wahr? streife ich ihr Ohr.

Ich bin ein Buch, sagt C, nimmt meine Hand und bettet sie zwischen Kraft und Gnade. Ich bin noch nicht fertig, aber da sind Worte, viele Worte, sie sind zurück, sie haben sich verändert.

Wie du, sage ich, und hoffe auf Gnade.

Sie summt, während sie sich anzieht und treffsicher zielt.

IX

Ich setze Splitter zusammen.

Würdigungen



K. Alfons Knauth

Zur Genese des Dichtungsringes

Gestern, als die Kastanienbäume auf der Poppelsdorfer Allee so prächtig blühten, habe ich ein wenig im Blütenstaub meiner Akten gestöbert, um mir die Anfänge des *Dichtungsringes* ins Gedächtnis zu rufen.

Im Frühjahr 1981 rief mich ein Kollege der Universität Bonn, der Italienisch-Lektor Pino Rizzuto, in meiner Bonner Wohnung an (ich war 1977 an die Ruhr-Universität Bochum berufen worden, aber er wußte von meinem Vor- und Fortleben in Bonn). Pino fragte, ob ich bei einer interkulturellen Zeitschrift und Dichtergruppe mitwirken wollte, als eine Art komparatistischer Berater und musischer Beiträger. Vielleicht hätte ich ja gleich eine Idee für den Namen einer solchen Gruppe und Zeitschrift. Der Anruf erreichte mich just in dem Moment, als ich den Dichtungsring eines Waschbeckens meiner Wohnung in der Königstraße erneuerte. Damit war der Name für die Gruppe wie für die Zeitschrift gefunden. Das magische *objet trouvé* erleichterte mir die Entscheidung, an dem Unternehmen teilzunehmen, sehr.

In der konstituierenden Sitzung, die bei dem agilen Kulturmanager und gelegentlichen Dichter und Fotografen Thomas Rugo in der Prinz-Albert-Straße stattfand, wurde der von mir vorgeschlagene Name von den etwa 5 Gründungsmitgliedern angenommen. Die aktivsten Mitglieder der ersten Stunde waren die genannten Thomas Rugo und Pino Rizzuto, der jugendliche Verleger Karl-Heinz Schmitz (Übergrenzen-Verlag, Herausgeber der Science-Fiction-Zeitschrift *Solaris*), die wort- und bildbesessene Studentin Daniela Warkow sowie meine philologische und logophile Wenigkeit. Daniela besorgte das Foto des tropfenden Wasserhahns, dessen Dichtung zum Leitbild der Zeitschrift werden sollte und zusammen mit dem ‚gekachelten‘ Schriftzug das Vorder- und Rückcover des 1. Heftes bildete. Ein Ortstermin für die Produktion des Fotos in einer Beueler sanitären Einrichtung, ausgestattet mit Kacheln und Wasserhahn, gefolgt von der graphischen Gestaltung des Covers war die erste gemeinsame künstlerische Unternehmung des *Dichtungsringes*, an der alle oder fast alle der oben genannten Gründungsmitglieder teilnahmen.

Bald kamen neue Dichtungsringler hinzu, so der inspirative Ingo Kottmayr, der an meinem Lehrstuhl an der Ruhr-Universität als studentische Hilfskraft arbeitete, der dichterisch und malerisch gleichermaßen schöpferische Werner Brand, die Bonner Schriftsteller Christoph Klimke und Achim Beutner, die alle an der Gestaltung des 1.

Heftes, das im Juni 1981 erschien, beteiligt waren. Ab dem 2. und vor allem dem 3. Heft gesellten sich eine Reihe Bochumer Studenten, wie Uwe Gemba, Dieter Pougin und etwas später Wolfgang Sprenger und Frank Henseleit zum *Dichtungsring*, daneben die Ruhrgebiet-Schriftstellerin Brigitte Werner. Aus Bonn kamen die – aus meiner Sicht bedeutendsten – Dichterinnen eje winter, Barbara Musial und Ines Hagemeyer hinzu, außerdem der ausschweifende hg Kestel und der ausgefeilte Peter Horn, die beide zu den wichtigsten Wegbereitern zählten. In den 90er Jahren konnten als langjährige Berater und Beiträger die drei Internationalen Humboldt-Preisträger Darko Suvin (McGill University, Montreal), Wladimir Krysinski (Université de Montréal) und Lisa Block de Behar (Universidad de la República, Montevideo) gewonnen werden. Über die neueren Mitglieder weis der jetzige *Dichtungsring* besser Bescheid und gibt sein Impressum und Inhalt Auskunft.

Die poetische Aktion, die kollektive Kreation und das Korrespondenz-Prinzip machten – ineins mit dem interkulturellen und dem multilingualen Prinzip – einen wesentlichen Teil des literarischen Programms der Gründerzeit aus. Zusammen mit Ingo Kottmayr und Dieter Pougin entwickelte der heteronyme Queneauth das mischsprachige Text-Genre des *Multiple Joyce*, das inzwischen einen gewissen generischen Stellenwert in der Vergleichenden Literaturwissenschaft erlangt hat¹. Wichtiger erscheint mir jedoch die Vielfalt und Wandlungsfähigkeit des *Dichtungsring*s. Höher als das genannte Text-Genre des *Multiple Joyce* schätze ich persönlich die Poesie und Prosa der erwähnten Dichtungsringerrinnen, manch anderer Dichtungsringler und vor allem Gastschriftsteller wie Haroldo de Campos, Pierre Garnier, S. J. Schmidt, Marcel Beyer, Oskar Pastior und Friederike Mayröcker.

Die Vielfalt des *Dichtungsring*s – und sicher auch seine symbolische Signatur – haben dazu beigetragen, daß er nunmehr dabei ist, seinen 25. Jahresring anzulegen. Die Bäume der Poppelsdorfer Allee – an deren Bewahrung die Dichtungsringler mit der Installation ihrer Blattgedichte aktiv beteiligt waren² – feiern dies mit ihrer dichterisch nicht zu übertreffenden Blüte.

¹ Siehe das Cover und mehrere Artikel des von der Komparatistin Monika Schmitz-Emans herausgegebenen Bandes *Literatur und Vielsprachigkeit*, Heidelberg: Synchron 2004; siehe auch die Rezension in der Zeitschrift *Germanistik* Bd. 16, Heft 2, 2006.

² Siehe die Dokumentation in Heft 2, 1981.

Werner Brand

Montage / Cento

(bearbeitet von Ines Hagemeyer)

Notizen zum Geburtstag und zur Emeritierung von Alfons Knauth
9. Februar 2006, Ruhr-Universität Bochum

bis Mitte der sechziger Jahre oft auch synonym mit Collage verwendete
Passend zu der Cento-Struktur des Knauthschen Vortrags werde ich meine Notizen
mischen mit einem Artikel aus einem digitalen Lexikon zum Stichwort „Montage“¹.

Bezeichnung für die literarische Technik des Zusammenfügens

In einer würdig-witzig-würzigen Feier hat Alfons Knauth am Tag seines 65. Geburtstags an der Ruhr-Universität in Bochum sein Segel eingeholt und den roten Korbstuhl des Pensionärs besetzt. In der offiziellen Feier wurde Alfons Knauth vom Dekan der Fakultät, H. Prof. Dr. Aldemann, sowie von Lisa Block de Behar, Professorin aus Montevideo (Uruguay) geehrt; die offizielle Laudatio hielt Prof. Karl Maurer, dem Alfons Knauth seinerzeit 1977 von Bonn nach Bochum gefolgt war und der Knauths akademischen Weg von Anfang an verfolgt hat.

heterogener sprachlicher, stilistischer oder inhaltlicher Teile. Obwohl
Prof. Aldemann: Was ist ein richtiger Romanist? Was ein Vollromanist oder ein richtiger Vollromanist? Alfons Knauth sei durch und durch richtiger Vollromanist, er schreibe, rede und dichte in vier romanischen Sprachen: Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch.

Vorstufen wie die Cento-Dichtung bis in die Antike zurückführen, gilt die

Zwei Studierendenvertreter betonen die Beliebtheit des Jubilars und bedanken sich in artiger Kürze, erinnern dabei an die Diskussion über Allegorien und Begegnungen in der U-Bahn.

Montage als ein Stilmittel der Moderne. Ihre programmatische

Frau Prof. Lisa Block de Behar erinnert an Knauths Aufenthalt in Uruguay, an ihr erstes Zusammentreffen in der Stadt Salto (Uruguay), deren wörtliche Bedeutung und

¹ Cornelia Fischer, "Montage." *Microsoft® Encarta® Enzyklopädie 2001*.
© 1993-2000 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.

Übersetzung „viele Auslegungen ermöglicht: einen „überseeischen“ Salto (Sprung), einen Sprung über Grenzen hinaus und einen Sprung über Sprachen hinweg; einen Sprung, der ihn letzten Endes zu einem poetischen, *hermeneutischen, hermenautischen* oder *k/nautischen* Abenteuer nach Uruguay brachte...“. Sie zitiert den brasilianischen Dichter Haroldo de Campos, der von Alfons sagte, er gehöre „zur zoopoetischen Spezies der Vielzüngigen“.

Begründung ist eng mit den avantgardistischen Strömungen des frühen

So sprach Frau Prof. Lisa Block de Behar in ihrem Grußwort von einer geradezu prophetischen Mission des Poeten, die die Weisheit mit Poesie und Magie verschmelzen lasse.

20. Jahrhunderts, namentlich mit Expressionismus, Dadaismus,

Endlich kam Frau Block de Behar wieder auf das kreisförmige Zusammenfallen von Ereignissen, zitierte Maria Stuarts Diktum „In my end is my beginning“, das in einem Ring eingraviert sei als Verpflichtung auf Ewigkeit, auf welche die Kreisförmigkeit dieses Rings hinweise. „Ein *Dichtungsring*? Wie der Titel der von Alfons aus der Taufe gehobenen Zeitschrift, welcher einen Ring aus verbaler und visueller Poesie umreißt, die gegen Wind und gegen Gezeiten *Urzeit* und *Uhrzeit* in Einklang bringt. “

Futurismus und Surrealismus, verbunden; auch zeigt sie sich von dem

Als spielerisches und leuchtendes (*ludico e lucido*) Vermächtnis Alfons Knauths hob Frau Block de Behar sein Geschenk aus Worten hervor, „in denen Wahrheit, Schönheit und Güte übereinstimmen“.

in Film und bildender Kunst parallel entwickelten Verfahren beeinflusst.

Prof. em. Karl Maurer umriss in einer persönlich gehaltenen Laudatio die akademischen und publizistischen Stationen Alfons Knauths, von seiner Dissertation über die Biene bei Verlaine über die Grundbegriffe einer generativen Hermeneutik bis zum Literaturlabor „La muse au point“ und der Beschäftigung mit der Literatur unserer Tage in mehreren Nationalsprachen. Alfons Knauth habe stets die Auseinandersetzung mit dem Text mit lucider Reflexion verknüpft. Als poeta doctus habe er das logophile Abenteuer gesucht und sich dabei auch selbst als Dichter mit den unterschiedlichen Formen des Modernismus befasst. Maurer zitierte dabei aus dem Vorwort des Dichtungsrings Nr. 1 und ordnete Alfons Knauths Schaffen der fröhlichen Wissenschaft (im Geiste eines Friedrich Nietzsche) zu.

Die Art und Weise, wie Fremdmaterial in einen Haupttext montiert wird

Im Anschluss hielt Alfons Knauth seine Abschiedsvorlesung zum Thema „Dichterspinne und Lebensfaden“, wobei er die Zuhörer anhand eines 18seitigen Leitfadens durch sein / ihr Thema führte. Dabei verwob er virtuos den dichterischen Faden („Die Dichter spinnen...“) mit dem Lebens- und Überlebensfaden (des Nachruhms), indem er auf die Aufgabe der Parzen und auf die Kulturgeschichte des Schreibens und Webens einging.

– parallel, kontrastierend oder leitmotivisch – hängt von der

1. Raub der Europa bei Rubens und Velasquez; Eurozentrismus
Wirkungsabsicht des Autors ab: Alfred Döblin etwa montierte
2. Ovide moralisé des Mittelalters, Schritte zur Allegorisierung
Zeitungsausschnitte und Textfundstücke aus der großstädtischen
3. Veronese (Venedig): Rhetorik. Inventio / captatio
Lebenswelt in seinen Roman Berlin Alexanderplatz (1929), um
4. Segel / Flagge: Zeitalter der Entdeckungen (erste Globalisierungsstufe)
Authentizität zu erzielen; Gottfried Benn strebte mit seiner
5. Autotelischer Textbegriff: Lügengespinnst – Verbindung mit Stadtstrukturen
„Montagekunst“ eine für die Lyrik neue Totalität an. Dem Drama
6. Tabuisierung der Wahrheit (Vgl. Fabel von Pfefferl, WB)
eröffnete Karl Kraus mit Die letzten Tage der Menschheit (1918/19)
7. John Miltons Hinweis auf den historischen Sündenfall der Entdeckung Amerikas
durch die Montage selbstentlarvender Zitate neue sprach- und
8. Gesellschaftskritische Satire, Beispiel: H.C. Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“
ideologiekritische Ausdrucksqualitäten; in der Erzählprosa von Arno
9. Kontrakulturelle Literatur in Lateinamerika („Kulturelle Menschenfresser“)
Schmidt bewirkt die Montage die Destruktion des Zusammenhangs. Radikal-

10. Zerreißprobe am Flickwerk Literatur / ausgefranste Muster (Rimbaud) und Drahtlose Phantasie (TSF-Gitarre) – Sphärenmusik der Moderne mit ihren Leerstellen
experimentelle, auf das Sprachmaterial bezogene und konstruktiv
11. Pheromone oder einen Draht für einen / etwas haben (oder ihn / sie / es (nicht) riechen können)
bestimmte Montagetechniken entwickelten die Mitglieder der Wiener
12. Lautréamont: „Die Dichtung muss von allen gemacht werden, nicht von einem.“
Gruppe und die Vertreter der Konkreten Poesie. Innerhalb der
13. Doppelt genährt hält besser...
Literaturwissenschaft ist die Methode u. a. Gegenstand der Intertextualität.

Zum Abschluss trug Alfons Knauth Rimbauds „Les ponts“ mit seiner deutschen Interlinearversion „Sprachbrücken“ zu Musik von „Kraftwerk“ vor – ein wahrhaft krönender Höhepunkt.

Das Romanistische Seminar schenkte Alfons Knauth eine 1977er Ausgabe von Raymond **Queneau**, die Nr. 45 von 150 Exemplaren, eine Collage von seinem Arbeitszimmer als Bio-Soziotop sowie eine Festschrift mit einem Grußwort des derzeitigen Papstes, bei dem, als er noch Prof. Ratzinger hieß, Alfons Knauth seinerzeit in Bonn Fundamentaltheologie studiert hat.

Das anschließende Bufett im Internationalen Begegnungszentrum der RUB im Lottetal wie auch die Musik exquisit, die Gäste gut gelaunt, der Jubilar kam nicht zum Essen: Wenn du nicht schweigen kannst, musst du dichten – aber dichte mal, wenn 120 Gäste dich umschwärmen...

Arthur Rimbaud / Queneauth

Les ponts
Sprachbrücke

Des ciels gris de cristal.

Himmelgraue Kristallüster.

Un bizarre dessin de ponts, ceux-ci droits, ceux-là bombés,
Bizarre Brüste und Brücken, die einen flach, die anderen bombig,
d'autres descendant ou obliquant en angles sur les premiers,
wieder andere schief und winklig herabhängend auf erstere.
et ces figures se renouvelant dans les autres circuits éclairés du canal,
Manch eine tut etwas für ihre Figur und läuft einige Runden in der eigens dafür
beleuchteten Kanalisation.

mais tous tellement longs et légers que les rives, chargées de dômes,
s'abaissent et s'amoindrissent.

Davon werden alle derart schlank und leichtgewichtig, dass die schweren Domherren
am Ufer
vor Ehrfurcht in die Knie sinken.

Quelques-uns de ces ponts sont encore chargés de mesures.

Einige Brücken haben noch die Masern.

D'autres soutiennent des mâts, des signaux, de frêles parapets.
Andere stützen sich ganz matt auf ihre schwächige Brüstung und geben
Erschöpfungssignale.

Des accords mineurs se croisent, et filent,
Bergarbeiter spinnen im Akkord und überkreuz ;
des cordes montent des berges.
Schäfer in Kordanzügen klettern bergan.

On distingue une veste rouge, peut-être d'autres costumes et des instruments de
musique.

Man gibt sich sehr distinguiert im roten Westen – andere Länder, andere Sitten !

Sont-ce des airs populaires, des bouts de concerts seigneuriaux,
Sind das etwa vulgäre Winde? Arbeitgebertrümmer in konzertierter Aktion?
des restants d'hymnes publiques ?

Überreste von Hymen, die man der Öffentlichkeit preisgab?

L'eau est grise et bleue, large comme un bras de mer. –

Das Wasser hat graue und blaue Flecken, wohl eine Folge kräftiger Mutterarme. –

Un rayon blanc, tombant du haut du ciel, anéantit cette comédie.

*Ein weißlackiertes Regal fällt vom Himmel und macht Kleinholz aus der ganzen
Kommode.*

(aus: Rimbaud, *Illuminations*, 1872 / aus: Queneauth, *Sobras completas*, 1977)

DER KREIS

Von Bertram Kuzzath¹

Die Wolken peitschen den Wind über das Land, den Wind, der Staub zu Hügeln zusammenträgt, den Staub, der aus Tälern emporwirbelt und längst entschlafene Welten dem Licht und dem Leben preisgibt. Die Wasser recken sich den Wolken entgegen, Flüsse, Seen und Meere saugen sich am Regen satt, speien ihn zurück in die Himmel, die gleichgültig hinabschauen auf das Land, wo Kloschan allein ist und träumt. Er träumt die Welt voller Wolken und Wind, voller Hügel und Täler, voller Wüsten und Wasser und voller Himmel, die gleichgültig hinab auf das Land schauen, wo ein Träumer allein ist und die Welt sich erträumt.

Seine Augen blicken in ungeahnte Fernen, dorthin wo am Ende der Zeiten ein Träumer erwacht. Wird er die Augen öffnen und erstaunt in die Welt blicken, die nicht seinem Traum entsprungen ist? Wird er seinen einsamen Platz verlassen, mit vorsichtig tastenden Schritten einen Weg suchen? Einen Weg wohin?

Denn als Träumer lebt er nur in seinen Träumen, die den Träumer schaffen. Wohin wird er gehen, wenn er erwacht? Träumte er nicht davon, noch dann zu träumen, wenn die Erde sich längst nicht mehr unter dem Winde dreht, wenn die Sonne längst zu Asche verbrannt ist, wenn das Universum längst auseinandergebrochen ist, wenn Gottes Atemhauch längst verweht ist? Träumte er nicht die Zeitlosigkeit, die ihn gestern sein läßt und heute und morgen zugleich und ohne jeden Unterschied?

Sein Traum vertreibt die Dunkelheit der Welt, und Kloschan blickt auf das Land, das immer ist, immer war, immer sein wird und alles in einem. Und seine geschlossenen Augen suchen, sie suchen, sie suchen vielleicht dich, sie suchen vielleicht mich, der ich mich unruhig im Schläfe wälze und von dem einsamen Träumer träume im Lichte des vollen Mondes, der ins stille Zimmer leuchtet und mich ruft, den Träumer zu suchen.

Denn der kann nicht erkennen, wie das Land neu geboren wird und sich mit Leben füllt; wie Bäume und Sträucher aus grauer Asche emporkeimen, wie Tiere durch Savannen ziehen, Vögel in den Himmel steigen, ein Stein geworfen wird, ein Feuer entzündet, ein Haus erbaut, ein Planet besiedelt; wie Zeitalter sich auf tun und wieder in Vergessenheit geraten, wie Sokrates, Goethe, Napoleon und Einstein pokern um die

¹ Hubert Katzmarz alias Bertram Kuzzath gehörte zu den frühen Wegbereitern der Zeitschrift DICHTUNGSRING. Schon 1979 hatte er zusammen mit Thomas Rugo den Plan, eine literarische Zeitschrift zu gründen. 1981 stieß K. Alfons Knauth zu der Gruppe, er gab der geplanten Zeitschrift den Namen DICHTUNGSRING.

Während der Vorbereitungen der ersten Nummer verließ Hubert die Gruppe wieder.

Welt, wie Berge sich spalten, schließlich die Erde selbst, wie Sterne vom Himmel fallen und Universen vorüberziehen in stetiger Folge, ein jedes angefüllt mit Leben, das hofft, das liebt, das haßt, das stirbt.

Und Kloschan träumt weiter, träumt mit geschlossenen Augen, träumt von einem anderen Träumer, der nicht kommen wird, denn auch der ist Traumherr seiner Welt und träumt mit geschlossenen Augen von einem anderen Träumer, der nicht kommen wird.

Und ich drehe mich auf die andre Seite, mein Gesicht dem Monde zu, blinzle verschwörerisch in das helle, ungerührte Antlitz, träume weiter von dem Träumer, der einsam durch das sterbende Universum treibt und leise träumt, daß es neuem Leben eine Chance gebe. Und es erwacht zu neuem Leben, das durchwispert ist von den toten Träumen uralter Zeiten, deren Gespenster umherirren und den ruhelos unter dem Vollmond sich wälzenden Menschenkindern den Schlaf rauben.

Nur ein einziges Mal in jedem Universum ereignet sich ein Traum.

Wirst du die Botschaft empfangen, die ich dir schicke durch die zeitlosen Träume in deine Unendlichkeit? Schau, wie zu deinen Füßen eine Traublume erblüht, wie sie ihren Kelch dem kühlen Licht des Mondes zuneigt. Am Tage mußst du sie schützen vor der Hitze der Sonne. Sonst wird sie verdorren.

Ja, erhebe dich nur vom Platze deiner zeitlosen Träume, lauf dem Mond entgegen, irgendwann wirst du andere finden, die längst auf dich warten. Jetzt wo auch du die Zeiten durchschreitest, laß dich nicht beirren von Galaxien, die geboren werden und sterben, setze einen Fuß vor den andern, sei vorsichtig, auf daß du nicht strauchelst, aber zögere nicht voranzukommen, der Weg ist weit und beschwerlich.

Sollten dich die Kräfte verlassen, gib dennoch nicht auf. Wo immer auch du Rast machen wirst, es wird der Ort eines zeitlosen Schlafes sein, wo vergilbte Blütenblätter einer Traublume unter deinem Gewicht zerstieben.

Er kam aus ungeahnten Fernen dorthin, wo zu Beginn der Zeiten ein Träumer in Schlaf fällt. Er hat sich diesen einsamen Platz gesucht mit vorsichtig tastenden Schritten und hält jetzt die vom Erstaunen müden Augen über eine Welt geschlossen, die er nicht geträumt hat. Und träumt.

Er träumt, wie der Wind die Wolken übers Land peitscht, der Wind, der Hügel abträgt und Täler mit Staub längst entschlafener Welten zuweht. Wolken regnen herab, Flüsse, Seen und Meere speien die Wasser in den Himmel, zu dem ein ruheloser Schläfer im Lichte des Vollmonds hinaufschaut und von Kloschan träumt, der allein ist und träumt. Er träumt die Welt voller ruheloser Menschenkinder, die hoffen und lieben und hassen und sterben.

eje winter

ein viereck in der wand

*für gennadij ajgi
gegen seinen zu frühen tod*

doppelverglast ein viereck in der wand
und beglückende abwesenheit von geräusch
draußen verfolgen einander sonne und mond
(schöner tag- und nachtlauf) oft aber auch
hinter wolkenschilden (regenhaltige feuchte)
das versteckspiel sind die himmelsfenster
zugehängt bis ungestüm sturm aus nordwest
das licht bringt bleichblau oder zwyschgold
von der nacht dunkel und sternenrot

vors glas gemalt baumschlag
zart beleuchtet geäst und wieder geäst
darin laubholzmistel auch schwarzpappelwolle
vom rötlichbraunen kirschbäumenholz sich lösend
ringeltauben (ein schmutziges graurosa in fluchtdistanz)
durchquerung des panoramas und der zweig
noch wippend jetzt ans fenster sich schmiegend
die kürzer gestielten blüten falls es frühling wäre
und goldammern in adonis-gärten

Ines Hagemeyer

Hilde Domin
(1907- 2006)

in memoriam

ins Unendliche
werden Landschaften ziehn
Wurzeln vereinzelt ankern

& wir

im wachsenden Schatten
des dunklen Mangobaums
& der Kastanie

widerstandslos
neu ausgesät
ihren Duft wahrnehmen

Matthias Hagedorn

Über das Ausschreiten von Sprachräumen

Wer schreibt, der kennt die Situation im Angesicht des Nichts. Der Tisch wird zu einem leeren Strand. Mit dem ersten Wort auf dem leeren Papier hat man das Gefühl, man springe ins kalte Meer. Es ist ein langwieriger Häutungsprozesses, den literarisches Schreiben bedeutet. Das ist immer noch ein Wunder für Francisca Ricinski. Sie kann sich mit nichts an einen Tisch setzen, und von irgendwoher kommt dieses Etwas, das vielleicht einmal zu einem Buch wird. Die Aufgabe der Poesie ist die Entdeckung des Typischen im Exzeptionellen. Die Wahrheit der Paradoxie steckt auch in den Texten der in Tupilati / Rumänien geborenen Autorin Francisca Ricinski; sie müssen gegen den Strich gelesen werden. Die Grenzen zwischen Poesie und Prosa sind bei Francisca Ricinski fließend: Im Traum vermischen sich Lied und Notiz; die Lyrikerin mutiert zur Tagebuchschreiberin; die Reflexion fällt der poésie pure ins Wort. Francisca Ricinski knüpft an eine literarische Tradition der europäischen Moderne an, die E. M. Ciorans »Lehre vom Zerfall« ebenso verpflichtet ist wie dem Dichter Mihai Eminescu.

Langfristig gesehen geht es Autoren oft besser, wenn sie nie im Trend lagen – dann können sie auch nicht aus der Mode kommen. Dazu noch sind solche Künstler möglicherweise seelisch gesünder. Francisca Ricinski schreibt Lyrik, Erzählprosa, Essays, sie ist eine hervorragende Übersetzerin und hat sich um die Propagierung zu wenig beachteter Schriftsteller verdient gemacht. Sie sucht nicht die Öffentlichkeit des Literaturbetriebs, macht sich rar, wo es lärmend zugeht. Eher trifft man sie in den bisweilen elitären Kreisen des „Dichtungsring“, des „Philotast“, des „Krautgartens“, der „Eremitage“ und der „Matrix“ an. Dies mag mit ihren Wurzeln zu tun haben. Ihr Vater, ein Pole mit französischen Ahnen, ihre Mutter, eine Rumänin, aus dem Nordosten des Landes, unweit der Bukowina des Paul Celan und der Rose Ausländer. Ihre Prosa handelt vom Auswandern, von der Liebe, der Macht zufälliger Begegnungen und der Brüchigkeit von Identität. An der Schwarzmeerküste schrieb Ovid seine Tristium libri, traurige Gesänge der Sehnsucht nach Rom, hier lebte Puschkina in einigermaßen komfortabler Verbannung, und 1919 verließ von der Krim aus der junge Nabokow sein Heimatland. Identität entsteht bei Francisca Ricinski nicht aus der Gewissheit eines lückenlosen Stammbaums, sondern aus einer Schlüsselerfahrung des 20. Jahrhunderts: dem Exil. Aus der alten Strafe des Heimatverlusts und der Entwurzelung, aus der nach dem 2. Weltkrieg eine Verschiebung von Menschenmassen kreuz und quer durch Europa wurde. 1980 verließ sie das Land und übersiedelte aus familiären Gründen nach Bonn. Die Erfahrung von Fremdheit, der Zusammenprall von Menschen,

Kulturen, Sprachen und Zeiten bestimmt den Grundton ihrer Schriften. Hier ist alles Erfundene wahr und alles Wahre erfunden. Als Hybrid eignete sie sich zwischen dem Schwarzen Meer und dem Rhein die deutsche Sprache an. Ähnlich wie die Kolleginnen Herta Müller und Iona Rauschan schreitet sie diese Sprachräume in suchenden Bewegungen aus.

Man braucht ein Ohr zur Sprache. Francisca Ricinski hat nie versucht, den sprachlichen Modismen zu folgen. Der sicherste Weg ins Unmoderne ist, das Moderne zu pflegen, weil man das morgen nicht mehr hören kann. Anhaltspunkte aus der menschlichen Wirklichkeit. Ihre Figuren sind in das Mahlwerk einer übergroßen zerstörerischen Macht geraten. Sie haben überlebt, doch nun sind ihnen Bilder eingebrannt. In zahlreichen, oft kaum merklichen Rückblenden eines zurückhaltenden Erzählers macht sich der Klammergriff bemerkbar, in dem diese Bilder die Gegenwart halten. Unbekümmert, mit feinem stilistischem Gespür mischt sie Genres, verbindet Analysen mit Impressionen, gleitet vom Heute ins Gestern und wieder zurück. Francisca Ricinski schreibt präzise und sensibel, sie versteht es, die große Geschichte mit der kleinen zu verschränken, das Persönliche ins Allgemeine laufen oder besser: stürzen zu lassen. Wenige Skizzen reichen ihr, ihren Protagonisten ein persönliches Antlitz zu geben. Nichts scheut sie so sehr wie das Pathos des Individuellen, die Überfrachtung der Poesie mit Unmengen von Privatem, auf dass der Leser auch ja verstehe, welcher einzigartiger Mensch da verloren geht. Aufdringliche Privatmythologie ist ihre Sache nicht, die Texte bleiben schlank. Es gibt bei ihr eine Einfachheit der Sprache, eine Natürlichkeit der Dialoge, die den Abstand zur Literatur geringer erscheinen lässt. Dabei müssen die Menschen nicht unbedingt so sprechen wie „im richtigen Leben“. Aber man spürt, dass die Worte, Sätze, die Francisca Ricinski für sie schreibt, ihnen entsprechen.

Bestechend in ihrer Andersartigkeit und von hohem ästhetischem Reiz sind die kurzen Geschichten und poetischen Splitter in dem Band »Auf silikonweichen Pfoten«. Erzählungsbände fordern vom Leser mehr Konzentration als Romane: immer neue Namen, immer neue Konflikte. Auf den ersten Blick wirken diese Texte wie kleine Knäuel. Die Gedanken und Sätze laufen hier in verschiedene Richtungen, scheinen weder Anfang noch Ende zu haben. Über feine Wortschleifen und Bedeutungsverschiebungen verschlingt diese Rede sich immerzu neu – und läuft doch voran. Ihre Prosa ist raffiniert genug, seine Form nicht einfach zu behaupten, sondern auch zu zeigen, was sie überwinden will. Der Autorin verschafft dies die Möglichkeit, Vorlieben und Obsessionen auf verschiedene Weisen zu umkreisen. Der Band ist zudem klug zusammengestellt, und dies fügt die Komposition den Geschichten einen doppelten Boden hinzu. Locker rollt Francisca Ricinski ihre Gedanken auf, von Absatz zu Absatz, von Text zu Text.

Und immer kunstvoller variiert sie dabei die Sätze. Für Momente bringt die Sprechende ihre Sätze ins Gleichgewicht, um sie flugs wieder zu verschieben und neu auszurichten. Ihre Themen – die Liebe, das Erotische, das Versöhnliche – scheinen nur noch ex negativo als etwas schmerzlich Abwesendes beschreibbar. Wer ihren besonderen Ton schätzt, jene Mischung aus Märchenanklängen, sprachschöpferischem Furor, gepflegter Schnoddrigkeit und etwas manierterter Erdschwere, der wird mit den silikonweichen Pfoten erstklassig bedient. Durchgehend erweist sie sich als Meisterin des zwar nicht düsteren, aber doch gedrückten Tons. Eines Stils, der traurig, aber niemals sentimental ist. In der vermeintlichen Nähe zeigt sich zugleich die Ferne. Der Ton dieser Kurzgeschichten ist: Härte, gedämpft durch Sentimentalität; Grobheiten mit einer Beimischung von Herzengüte. Dem Spiegelkabinett können wir bei Francisca Ricinski nicht entrinne. Das es ist der Kern ihres Denkens: Versöhnung von sich ausschließenden Kräften, sie zeigt, dass die Seele mit der Zauberkraft der Kunst und der Phantasie überleben kann.

Sie krampft sich nichts ab, eher schüttelt sie ein paar Zeilen aus dem Ärmel. Francisca Ricinski richtet den performativen Blick auf die Endlichkeit des Lebens, sie bietet diesen Eitelkeiten als ein oft karneavaleskes, immer jedoch als theatralisches Proszodium dar. Was sich von selbst versteht, muss nicht eigens verstanden werden. Das ist praktisch. Es ist die Praxis des alltäglichen Zusammenlebens. Andererseits schwebt das Selbstverständliche darum stets in der Gefahr, unverstanden zu bleiben. In solcher Gefahr ist diese Prosa in ihrem Element. Sie sucht das Unverstandene und Unselbstverständliche im Selbstverständlichen auf, um das Selbstverständliche besser zu verstehen. Es ist nie auszuschließen, dass sie dabei Befremden erzeugt.

Francisca Ricinski stellt die alten Grundfragen, daran, was Poesie will: Als Ethik des unbedingten Sollens ignoriert sie die Eingebundenheit der einzelnen Subjekte in die sozialen Verhältnisse und konfrontiert sie mit idealen Forderungen, deren grundsätzliche Erfüllbarkeit sie einfach voraussetzt. Als Ethik des guten Lebens ignoriert sie die Frage des Einzelnen, was für einer er sein will, indem sie ihn mit dem allgemeinen Begriff einer vernünftigen Lebensform abspeist. Francisca Ricinskis Handschrift ist eine Kennung, ein Ausweis, ein Biorhythmus. Deshalb frei nach Walter Benjamin: Man möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen – bevor es andere tun. Ein Stoßseufzer post festum, sicherlich. Dennoch möge er gehört werden.

Rezensionen

Michel Houellebecq, Elementarteilchen - Vorbemerkung

Michel Houellebecq, Elementarteilchen erschien schon 1998 in Paris und erregte beträchtliches Aufsehen.

Anlässlich der Verfilmung des Buches in diesem Jahr und wegen seiner zu diesem Heft passenden Thematik haben drei Mitglieder des DICHTUNGSRINGS sich daran gegeben, sich diesem Buch auf verschiedenen Wegen zu nähern.

G.W.

Gerd Willée

Michel Houellebecq, Elementarteilchen
Taschenbuchausgabe Berlin 2006
anlässlich der Verfilmung des Buches in diesem Jahr

Ein junger Mann, nicht ganz so vorteilhaft gebaut, wie er es gerne wäre, hat ein Problem: Wie schaffe ich es, ein Mädchen zum Beischlaf zu überreden?

Sein Trieb ist - bedingt durch seine Jugend - stark, sein Verhalten dagegen eher schüchtern und ungeschickt, tollpatschig, daher ist er fast immer erfolglos bei seinen Verführungsversuchen.

Er ist nur durchschnittlich begabt, träumt aber von wissenschaftlichen Meriten, die unabhängig von körperlichen Vorzügen oder Nachteilen bewertet werden können.

Nach einer traumatischen Internatszeit wird er Lehrer in ebendieser Schule, kann dort seine sexuelle Begierden nur selbst oder bei Huren stillen.

Seine sexuellen Phantasien sind das genaue Gegenteil seiner Lebenstristesse: Er ist permanent, quasi auf Abruf – potent, so sehr, dass eine erträumte Szene, bei der es zu keiner Erektion kommt, klaglos hingenommen wird (Die meisten Männer würden in so einem Fall eher einen Therapeuten aufsuchen).

Er träumt von Nudistenparadiesen, in denen die freie Liebe praktiziert wird, wo jeder soviel wie nur möglich in Orgasmen schwelgen kann, wo Frauen ganz versessen darauf sind, irgendwelchen Männern – möglichst in größerer Zahl – Liebesdienste zu erweisen, und das Ganze völlig gewaltfrei.

Das Leid der alternden Frauen, nicht mehr so begehrenswert zu sein, wird ausführlich thematisiert, aber auch deren somit leichtere Verführbarkeit.

Das Schicksal von alternden Männern bleibt ausgespart: In der Phantasie bleibt die Potenz und die eigene Attraktivität bis zum Lebensende – sofern dieses überhaupt gedacht wird – erhalten.

Sex ist nur Vergnügen, keine Anstrengung – im Swinger-Club geht es von Orgasmus zu Orgasmus.

Der Protagonist realisiert, dass sein Penis zu klein für eine Porno-Karriere ist – eine zu einer Wissenschaftskarriere erträumte alternative Phantasie.

Die Traumwelt ist fragil: Das Nudistenparadies am Meer wird aus irgendwelchen Umweltschutzgründen abgerissen, das alternative Hedonistencamp verkommt zu einem Esoterik-Verein, bei dem Beischlaf nicht ausgeschlossen ist.

Die mittelmäßige Laufbahn als Lehrer endet in einer psychiatrischen Anstalt, die Träume zerplatzen.

Die andere Wunschidee, ein berühmter Wissenschaftler zu werden, hat elitär-abstrakte Züge: Er sieht sich als anerkannter Gen-Forscher, der eine neue widerstandsfähige Rinderrasse gentechnisch erzeugt hat, der sich eine immense Aufgabe stellt und sie allein und ohne Hilfe löst, zu deren Bewältigung normalerweise aber gigantische Rechner- und Programmierkapazitäten erforderlich sind, nämlich die Schaffung einer neuen Art von Menschen, die dank fehlerfreier Klonung unsterblich ist. Er sieht als Anregung dazu Huxleys 'Brave New World', nur will er darüber hinausgehen, da bei Huxley die Menschen noch als sterblich beschrieben werden.

Andererseits verachtet er Huxley als den Begründer der Hippie-Bewegung, dieser ist also in jeder Hinsicht nicht so vollkommen, wie er selbst es sein will.

Diesen Plot gestaltet Houellebecq recht raffiniert als die Geschichte zweier Halbbrüder, wobei die Handlungszüge virtuos verschlungen sind; Bruno, der frustrierte mittelmäßige Lehrer, wird lebendig und ausführlich beschrieben, Michel, der Naturwissenschaftler, dagegen weniger umfangreich beschrieben und wesentlich detailärmer und reduzierter.

Um das Problem von Menschen zu erklären, die fast unfähig zu Nähe und Liebe sind, wird als einzige Ursache dargelegt, dass vor allem bei Menschen fehlender intensiver Hautkontakt zur Mutter in den ersten Lebensmonaten diese Fehlentwicklung begünstigt.

Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob es in Frankreich derzeit schick sei, die Akteure der 68er und der Hippie-Bewegung massiv zu kritisieren. Denn als Beispiel für eine relativ gefühlskalte Mutter, ein Phänomen, dass überall auf der Welt und zu allen Zeiten anzutreffen ist, wird als Mutter der beiden Brüder eine Alt-68erin beschrieben, die lieber auf der Jagd nach Orgasmen ist, als sich um ihre beiden Söhne zu kümmern. In einem Aufwasch wird auch gleich noch dabei die Ökologie-Bewegung diskreditiert und lächerlich gemacht, denn die Mutter stirbt auf einem von Öko-Fans bewohnten Aussteiger-Bauernhof.

Der Verdacht drängt sich auf, dass so auf eine potentielle Leserschaft gezielt worden ist.

An manchen Stellen werden unvermittelt theoretische Abschnitte – offenbar aus einem Lexikon – eingeführt (etwa über den Verwesungsprozess), deren Bedeutung für

den Fortgang der Handlung eher im Dunkel bleibt; es werden Zitate eingestreut, zeitgenössische Trends beschrieben, das aber nicht irgendwie kritisch, sondern eher aus der Sicht einer tatsächlich alternden, am Ende durchgedrehten kleinbürgerlichen Existenz, deren ausgeprägter Penisneid sie sogar zum Rassisten und Schwulenhasser werden lässt.

Das Buch ist durchgängig aus einer voyeuristischen männlichen Innenperspektive geschrieben, die beklemmend echt ist.

Beide Halbbrüder haben ein ziemlich ähnliches Schicksal:

- so machen beide am Ende den Versuch einer Beziehung zu einer Frau, beide Frauen sterben,
- Bruno verdammt in einer psychiatrischen Klinik, Michel begeht nach der Entdeckung seines Verfahrens zur Erzeugung einer neuen Menschenart Selbstmord.

Bei aller sprachlichen Virtuosität und Raffinesse: Es fällt schwer, die Zeit, die man mit der Lektüre des Buchs verbracht hat, am Ende nicht als vertane Zeit zu betrachten. Äußeres gelungenes Design kann einen eher problematischen Inhalt nicht verdecken.

Der Titel "Elementarteilchen" ist angesichts der tatsächlichen Handlung vordergründig und irreführend gewählt.

Wäre der Titel "Männerphantasien" nicht schon vergeben, er hätte besser zu diesem Buch gepasst. Ein solcher Titel hätte die begeisterte Aufnahme dieses Buches besser erklärt, nur wäre dann die pseudointellektuelle Verbrämung des Voyeurismus als Ausweg aus sexueller Frustration sowie die Verklärung der kleinbürgerlichen Mittelmäßigkeit weniger gut geglückt.

Francisca Ricinski-Marienfild zu:

Michel Houellebecq: "Les particules élémentaires",
Flammarion, Paris, 1998

Von 1998 an, als „Les particules élémentaires“ bei Flammarion in Paris erschien, bis heute, ist dieses Buch nicht entthront worden. Buchhandel, Kritik und Kinobetrieb freuen sich über den Riesenerfolg des in mehr als 25 Sprachen übersetzten und mit dem "November-Preis" ausgezeichneten, verfilmten Romans von Michel Houellebecq.

Während die Grundzüge seiner gesellschaftlichen Kritik an den illustren Vorgänger Marcel Proust erinnern, auch wenn in "À la recherche du temps perdu" diese Kritik mit launiger Eleganz und Melancholie versehen ist, erkennt man in der Thematisierung existentieller Einsamkeit und interhumaner Kommunikationsstörung, der sogenannten Aliénation/Entfremdung, eher den wehenden Geist der Existentialisten, vor allem von J.P. Sartre.

Dieser Roman will eine Anti-Utopie sein, Entlarvung aller gegenwärtigen Pseudomythen, Glücksversprechungen, Sinnestäuschungen. Houellebecq bekämpft mit eindringlicher Vehemenz die Anthropologie, Psychoanalyse, New-Age-Philosophie und die moderne Gesellschaft, ohne dass seine narrative Kraft dabei geschwächt wird. Ein mutiges Bild des Konsumhedonismus und der kriselnden, stets mechanischer, zwangsneurotischer werdenden Sexualität wird vorgeführt, der Orientierungsverlust subtil angeklagt. Die Halbbrüder, und nicht nur sie, auch ihre Familien, Bezugspersonen und viele andere (der Roman wimmelt von solchen Gestalten) leiden unter dem Syndrom eines "Mal du millénaire" , was sich als u.a. sinnlich und emotional im Autismus manifestiert.

Die Romanfiguren sind komplex porträtiert. Der Leser kann sich der Versuchung, Bruno und Michel als die zwei Gesichter eines einzigen Ge-

schöpfs zu sehen, nicht ganz entziehen. Die ganze Szenerie wird vom Autor durch die Augen seiner individualisierten Figuren betrachtet.

Ihr Blickwinkel, die Haltung, die Handlung, die Art zu sprechen, sich gegenüber der Welt zu verstehen - alles hat etwas Schicksalhaftes und strikt Persönliches. Nicht der Archetyp eines Onanisten, sondern Bruno, der Onanierende, lehnt ab, kritisiert, verweigert sich und wird sich selbst zerstören; seine Fortuna entwickelt eine atypische und oft singuläre Eigendynamik, auch wenn er gleichzeitig das Produkt einer Gesellschaft, einer Schicht bleibt oder als Sprachrohr des Autors fungiert. Houellebecq ist nicht nur Bruno oder Michel, er ist ein Gemisch von allen seinen Figuren, weiblich wie männlich - ein Metaautor, eine an Bewusstseinspaltung leidende Persönlichkeit, also "schizophren", könnte man sagen.

Im Titel dieses Romans steckt nicht nur eine beachtliche Suggestionskraft; der Titel selbst ist der Schlüssel zum Kern und sogar die Formel des Lebewesens, so weit sie sich von Houellebecq erfassen lässt. "Elementarteilchen" klingt wie ein synthetischer und extrem nüchterner Hinweis, sowohl auf die mikroskopische Analyse des Autors, als auch auf die von ihm thematisierte Degradierung oder Reduzierung von Strukturen des Einzelnen und der Gesellschaft auf ihre Grundpartikeln hin. Von hier bis zur Auflösung des Menschen in einzelne Mineralien und zur Verwischung von Spuren ist es nur ein Schritt, ein sehr tragischer. „Le temps retrouvé“ – die wiedergefundene Zeit heißt bei Houellebecq nicht Ankunft bei sich – durch Introspektion und Gedächtnisfluss, sondern Tod. Dieser Roman handelt letztlich von der modernen und auch immanenten Tragik der <condition humaine>.

Ulrich Bergmann

Über Menschen und Übermenschen

Michel Houellebecq's Roman „Elementarteilchen“ – eine ironische Utopie

Vorrede (*zur metaphysischen Wandlung und Hymnus vom Ende der alten Welt*)

Erster Teil: Das verlorene Reich (*Kindheit*)

Zweiter Teil: Die seltsamen Augenblicke (*unverstandenes Leben*)

Dritter Teil: Emotionale Unbegrenztheit (*Abschiede vom alten Leben*)

Nachrede (*2079 – Erschaffung des Übermenschen*)

„Particules élémentaires“ (Paris 1998) – eine gut recherchierte und intelligent erzählte Analyse unserer Zeit – gehört zu den großen Utopien unserer Zeit. Die Rahmenhandlung (Vorrede und Nachrede) aktualisiert Aldous Huxley's „Brave New World“: Michel Djerzinski findet die genetische Formel zur Erzeugung des geschlechtslosen unsterblichen Übermenschen mit unbegrenzter Lustpotenz. Die neue Gattung verwaltet ihr Leben und alle Probleme der Weltgesellschaft nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Ungerechtigkeit, soziale Gewalt, Krieg und der derzeitige Kapitalismus, der die Welt ökologisch und seelisch zerstört, sind überwunden. Der ungezügelte, schwanzgesteuerte, also marktgebundene Individualismus, dessen Absurdität Houellebecq in drei Teilen erzählt, wird aufgehoben in einer wirklich schönen neuen Welt. Das Scheitern humanistischer Ideale hat ein doppeltes Ende: Es gibt keine Ideale mehr, weil es kein Ideal mehr geben muss. Der Sinn des Lebens ist gleichsam genetisch implantiert: Houellebecq propagiert – schon im Hymnus der Vorrede – die metaphysische Wandlung, das Ende der Notwendigkeit einer Sinn stiftenden Religion, damit die beste aller Welten entstehen kann.

Die Kritik eines immer absurder werdenden Individualismus als notwendige Vorstufe der neuen Welt (Houellebecq entwirft hier in Analogie zu Karl Marx einen ‚Historischen‘ und ‚Dialektischen Szientismus‘) wirkt in den meisten Aspekten und Partien der Binnenhandlung ironisch, nur der Schluss des dritten Teils ist offenkundig ernst: Angst und Schrecken vor dem Alter münden in Krankheit und Tod.

Bruno Clément (geb. 1956) und Michel Djerzinski (geb. 1958) haben die gleiche Mutter, Janine, aber verschiedene Väter. Weder Janine, eine unglaublich grotesk-horrible Nymphomanin, noch die Väter kümmern sich um die beiden Söhne, sondern verwirklichen sich in ihren individuellen Lüsten und Interessen: Marc Djerzinski in

seinen Filmreportagen, Serge Clément in der Schönheitschirurgie und Jagd nach jungen Frauen. Die Halbbrüder wachsen bei ihren Großmüttern auf, Bruno wird nach dem Tod seiner Großmutter in ein Internat gesteckt, in dem er unter Brutalität und Erniedrigung von Kameraden leidet.

Die extremen Bedingungen, unter denen beide Brüder aufwachsen, illustrieren die Paradoxie unserer Zeit: Der Individualismus insbesondere der Wohlhabenden, die ihn sich materiell leisten können, erzeugt Inhumanität – ausgerechnet im Namen des Humanismus! In Wahrheit leben viele, die sich in ihrem Leben ‚verwirklichen‘, nur ihre animalische Natur aus und rechtfertigen sich selbstbetrügerisch: Das Innere wird selbstisch gegen ein feindliches Äußeres verteidigt, etwa gegen das die individuelle Freiheit beschränkende und Pflichten einfordernde gesellschaftliche System. Das Ausleben der seelischen und körperlichen Potentiale, deren Überschätzung die grandiose Karikatur des Ferienzentrums „Ort der Wandlung“ im Mittelteil entlarvt, steht über der moralischen Pflicht für die nächsten Mitmenschen. Kants kategorischer Imperativ wird zur ungelebten, leeren Erkenntnis. Houellebecq zeichnet hier das erschreckende Bild einer Generation, die ausgestiegen ist aus der gesellschaftlichen Verantwortung und eingestiegen in den Turbokapitalismus. Der Geist von 68 verkommt in einer hedonistischen Haltung, in der das Leben keinen Sinn mehr hat außer einer zur Ästhetik hochstilisierten Animalität.

Die stilistische Oberfläche passt zu den verschiedenen Bedeutungsebenen, die sich gegenseitig erhellen – Houellebecq wechselt permanent zwischen Erzählpoesie (manche Partien erinnern syntaktisch an Prousts „À la recherche du temps perdu“), essayistische Darstellung in den geschichtlichen, philosophischen und soziologischen Kommentaren oder Reflexionen und popliterarischen Fiktionen; Jargon und begriffliche Derbheit sind den geschilderten Sexualerlebnissen absolut adäquat und erzeugen so eine zunächst bedrückende Atmosphäre, wegen der immer deutlicheren satirischen Intention aber allmählich eine Wirkung, die ein Lächeln zwischenmenschlichen Verstehens und das Lachen der Erkenntnis stimuliert. Mit Ironie – bewusster Übertreibung, Häufung und Verdichtung der Verhaltensweisen und Episoden der beiden Hauptfiguren, die beide in ihrem Leben entsetzlich traurig scheitern – distanziert sich der Autor von den grotesken Schwächen seiner didaktisch figurierten Antihelden. Die überwiegend popliterarisch erzählten Episoden sind Exempel oder Illustrationen für die kommentierenden Partien, also im Wesentlichen die Kritik unserer Zeit. Man könnte Houellebecq's Roman auch eine essayistische Elegie in erzählten Lebens(lauf)-Bildern nennen.

Die Erzähl-Idee im Hinblick auf das Romanpersonal: Bruno und Michel verkörpern zwei verschiedene Lebensstrategien, die in einem wichtigen Punkt sehr ähnlich sind: Beide wachsen ohne Elternliebe auf, sie sind Opfer einer durch übersteigerten Individualismus deformierten Gesellschaft, beide sind unfähig zu lieben. Während Bruno, ein von Anfang an frustrierter Gymnasiallehrer, wie ein priapistischer Satyr in lauter Wicks- und Fick-Erlebnissen dahinvegetiert, sehnt sich Michel, der ein bedeutender Genforscher wird, nach echter herkömmlicher Liebe, aber er ist im sinnlichen Leben zu antriebsschwach. Für Bruno ist die sexuelle Liebe die einzige Lebensdroge, er hat Angst vor dem körperlichen Verfall, vor dem Verlust seiner Potenz, seiner einzigen Lebenskraft, sein Leben bleibt leer. Er glaubt an nichts außer an seinen Körper. L'arsch pour l'arsch, das ist seine ganze Fiktion. Sein Streben nach Individualismus scheitert in vulgärem Materialismus. Er will die offene Gesellschaft, die Welt als Bordell auf Gegenseitigkeit. Bruno endet, konsequent, in einer psychiatrischen Klinik, nachdem die zum Rollstuhlkrüppel gewordene Frau, mit der er das Alter gemeinsam ertragen wollte, sich umgebracht hat. In der Klinik verliert er den sexuellen Trieb durch Psychopharmaka, aus seiner Sicht ist er da schon tot.

Houellebecq zeigt an Bruno das Scheitern des Individualismus. Bruno sucht sein Heil offensiv, aber selbstbetrügerisch, was er nie erkennt, in einem biologistisch orientierten Materialismus, karikiert als Körperkult, wo er weder sich noch irgendeinen Halt findet.

Michel scheitert anders – aber er scheitert nicht *nur*. Michel repräsentiert das Gegenteil der Lebenseinstellung Brunos. Er findet (begrenzten) Lebenssinn in der Wissenschaft, kommt aber, teils wegen des übersteigerten Rationalismus, nicht zu einem sinnlich erfüllten Leben. Houellebecq gibt ihm zwar zehn Jahre vor seinem Tod die Chance für ein gemeinsames Leben mit seiner Jugendfreundin Annabelle, aber Michel entscheidet sich für die Wissenschaft, auch Annabelle stirbt. Der Tod Christianes und Annabelles ist vielleicht ein subtiles Spiel Houellebecq's mit den retardierenden Momenten und der tragischen Ironie, in jedem Fall ein Spiel mit der Hoffnung und der curricularen Wahrscheinlichkeit. Michels Materialismus ist im Unterschied zu Brunos privatistischem Geschwätz und selbstzerstörerischen Narzissmus wissenschaftlich fundiert. Mit Michel widerlegt Houellebecq den von Bruno behaupteten Individualismus. Michel konzentriert sich auf das Materielle außer ihm, nicht in ihm. Er verliert sich zwar in der wissenschaftlichen Unendlichkeit, er weiß, dass es keine Wahrheit geben kann – aber er nimmt aktiv teil am Erkenntnisprozess. Er verneint sich als letzten Repräsentanten der alten Welt, um das Leben aufzuheben in einer neuen Welt. Michel opfert sich nicht auf wie frühere Generationen im Lebenskampf für ihre Familie oder für eine übergeordnete Idee. Houellebecq opfert

Michel und lässt ihn gleichzeitig siegen, weil er an die überlegene Kraft des wissenschaftlichen Geistes glaubt.

Der Titel des Romans deutet das an. Elementarteilchen sind ein wichtiger Begriff in der Physik, Chemie und Molekularbiologie. Houellebecq baut seine Utopie auf die sich abzeichnenden Möglichkeiten der Genforschung, aber er gebraucht den Begriff auch als Metapher seines belletristisch arrangierten Philosophierens.

„Du verfügst über Erinnerungen aus verschiedenen Augenblicken deines Lebens“, sagte Michel... „Alles, was du zum Beispiel über Caroline Yessayan weißt, hat sich mit großer Genauigkeit auf jene wenigen Sekunden verdichtet, in denen deine Hand auf ihrem Schenkel lag. Die stimmigen Geschichten von Griffith sind 1984 eingeführt worden, um Quantenmessungen in Wahrscheinlichkeitsdarstellungen zu verbinden.“ (I, 11)

Houellebecq verwendet quantenphysikalische Begriffe für das curriculare Selbstverständnis. Es gibt logisch in sich stimmige Geschichten von Erinnerungen, aber keine mit dem Anspruch auf Wahrheit.

„Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst. Kein Mensch hat je sein eigenes Fleisch gehasst, im Gegenteil, er nährt und pflegt es, wie Christus es mit der Kirche getan hat; denn wir sind Glieder desselben Körpers, wir sind von seinem Fleisch und von seinem Bein...“, sagt der Pfarrer, als er Bruno und Anne traut. „Wenn zwei Elementarteilchen vereint worden sind, bilden sie fortan ein unteilbares Ganzes...“, sagt Michel zum Pfarrer (II, 12).

Dieser Vergleich, der die Ehe und die Theologie („Sie werden sein ein Fleisch“) ironisiert, ist zugleich ein subtiles Spiel mit der Vernetzung von Psychologie, Religion, Gesellschaft und Genetik, ein Spiel mit den alten Formeln der alten Welt, die schon lange nicht mehr gelten.

Die Bildhaftigkeit der Elementarteilchen gilt auch für die hier erzählten Lebensgeschichten von Bruno und Michel. Ihre stimmigen Geschichten hätten auch andere sein können, zusammengesetzt aus anderen erinnerten Erlebnissen (Messungen), die Wahrscheinlichkeit hätte auch andere Erinnerungen ermöglicht („Schicksal“), Annabelle hätte sich für Michel entscheiden können, Christiane und Annabelle hätten nicht sterben, Bruno hätte nicht geisteskrank werden müssen.

„Das diskrete atomare Phänomen des Elektronenaustauschs zwischen den Neuronen und den Synapsen im Inneren des Gehirns ist im Prinzip der Quantenunschärfe unterworfen...“ (I, 15)

Ist das eine heimliche Theorie des modernen Romans, in der die ‚Entscheidungen‘ des Autors relativiert werden zu Handlungen, die weder frei noch undeterminiert sind, zufällig und notwendig zugleich? Sind dann die stimmigen Geschichten der Romane nichts anderes als zu rekonstruierende Gleichnisse der Zukunft?

Mit der unglaublich polemischen Groteskisierung des Körperlichen verweisen manche Episoden auf Kafka, im Unterschied zu Kafka aber gelingt der Ausblick auf Überwindung der Ängste. Die Leichtigkeit, mit der Houellebecq erzählt, verdankt sich der Dialektik des Stils – philosophierende Abschnitte erläutern die illustrierenden Handlungen –, der frischen Sprache und dem trefflichen Slang in den Wortfeldern des Sexuellen, vor allem in der Darstellung der großen weiten Welt der Liebes-Industrie.

„Inmitten des Selbstmords der westlichen Welt“ haben wir keine Chance, meint Houellebecq (II, 19). Er schildert in den drei Teilen seiner Romanhandlung die Macht des Körpers über das Leben – Bruno erliegt den Kräften der Sexualität und findet weder Liebe noch Selbsterkenntnis. Michel, der viel zu sensibel für das Leben ist und erkennt, dass es keinen Sinn gibt außer einer wissenschaftlichen Sinnsetzung, verweigert sich der Liebe und flieht vor der Macht der Physis in die Physik – er erringt im utopischen Rahmen den Sieg des Geistes über den Körper.

Houellebecq’s Roman ist die Fortsetzung Huxley’s mit genetischen Mitteln: „DIE WANDLUNG FINDET NICHT IM GEIST STATT, SONDERN IN DEN GENEN.“, schreibt der Erzähler in der Nachrede. Das bedeutet die Abschaffung der bisherigen Menschheit.

Der Roman – einer der besten, spannendsten, geistvollsten und anregendsten der letzten Jahrzehnte – endet mit den Worten: „Dieses Buch ist dem Menschen gewidmet.“ Der fiktive Autor, der bereits den neuen Menschen repräsentiert, meint hier zwar den überwundenen Menschen, aber der wirkliche Autor ist Houellebecq. Er meint uns. SAPERE AUDE!

Intragna, 21.7.2006

Gerd Willée

Stefanie Golisch, Pymont, St. Ingbert 2005

„Pymont“ von Stefanie Golisch ist eine äußerst spannend geschriebene und zugleich tief reflektierende Schilderung dessen, was in einer Frau zu Beginn ihrer Wechseljahre vorgeht.

Nicht nur der Einfluss der Menopause auf das Leben einer Frau, sondern auch – damit verknüpft – das Problem der Akzeptanz des Alterns allgemein ziehen sich als *Cantus firmus* durch den ganzen Text.

Scheinbar sind drei verschiedene Handlungsstränge lose verknüpft:

- a. Die Protagonistin wird von ihrem Arzt nach Bad Pymont zur Kur geschickt und versucht sich in den Kurbetrieb einzuleben.
- b. Eine alte, reiche Frau im Rollstuhl – von der Protagonistin die Hexenartige genannt – trifft diese zusammen mit einem Bekannten und entführt sie in andere Zusammenhänge.
- c. Das Zusammentreffen mit einem Mädchen auf Trebe und die Suche nach ihm, als es verschwunden ist.

Darin eingeflochten ist die Handlung eines Groschenromans, der von einer betrogenen, jungen Frau handelt, die dann aber doch ihren Herzensmann findet.

Der Wechsel zwischen diesen Strängen erfolgt vielfach sehr abrupt, man ist dann an Bulgakows „Meister und Margarita“ erinnert.

Die Autorin versteht es meisterhaft, viele Handlungsaspekte scheinbar zusammenhangslos breitgefächert darzustellen, um am Ende doch alles zu verknüpfen.

Vor allem die Szenen mit der Hexenartigen haben oft groteske Züge; die Träume der Protagonistin werden beklemmend intensiv beschrieben.

Die drei Handlungsstränge erweisen sich immer mehr als innere Instanzen der Protagonistin. Sie stehen für ihren wilden Kampf im Inneren.

Dadurch wird das oft eingesetzte Mittel des inneren Monologs zu einer Art inneren Gesprächs.

Aus dieser Innensicht werden fast alle Geschehnisse, Empfindungen, Eindrücke beschrieben; erzählte Darstellungen sind demzufolge selten, da diese nur den Rahmen für die inneren Auseinandersetzungen bilden.

Die Sprach ist präzise, klar, schön.

Es ist sicher kein Zufall, dass der kathartische Zusammenbruch der Protagonistin am Ende der Geschichte, der den Einfluss der Hexenartigen und der anderen dieser streitenden Kräfte bricht, durch einen Hexenschuss ausgelöst wird.

Das Ende ist vage, die Situation zunächst scheinbar bereinigt, was wird, bleibt offen.

Nun wandelt sich die Protagonistin in ein lyrisches Ich, um im letzten Satz zu einem „wir“ zu gelangen, den Kräften in ihr und zu sich selbst.

Die Protagonistin hat sich akzeptiert, so wie sie ist.

Fundgrube

Therese Grothues

Ich war im Flohzirkus!

Ich war im Flohzirkus!

Ich habe mir eine Zuckerstange gekauft!

Ich war im Auto Karussell!

Ich hätte beinah einen Hund gewonnen!

Ich habe bei Hungerkötters einen Schnaps getrunken mit Onkel
Bernhard

Ich war bei Mütterken Hasemeier in der Küche und sie kannte mich
nicht!

Ich bin gefilmt worden!

Ich habe bei Hasemeiers einen End Wurst gegessen!

Ich habe einen Korn getrunken!

Ich habe einen weißen Schnaps getrunken!

Mehr nicht, gute Nacht Ida! schlaf gut, träume

süß aber von Benno.

aus einem Brief vom 23. August 1933
am 14. Dezember 2005 im Nachlaß Ida Broelmann
von Bernhard Hagemeyer gefunden.

Gefunden von Ulrich Bergmann

dr. bierfahrer

unterm seziertisch
ham wir ihn jefunden
darauf die vielzitierte
leiche er jestemmt
statt eines herzens
schlug ihm ne satte aster
in der brust
in seinem schädel
steckten desinfizierte säjespäne
massenhaft
und zwischen seinen zähnen
war dunkelhelllila
'n hakenkreuz injeklemmt
schön wars nich

[Parodie auf „Kleine Aster“ aus „Morgue“,
anonymer Zettel, 12.11.2005 gefunden
in der Limes-Ausgabe 1960 bei Antiquar Quast
in der Fußgängerzone Bad Godesberg]

Autoren

Marat Abrarov, * 1973, publizierte bereits einige literarische Arbeiten und war in St. Petersburg/Russland als Journalist tätig.

Ronald Augusto, * 1961 in Rio Grande/Brasilien, lebt in Porto Alegre, Brasilien. zahlreiche Buchveröffentlichungen. Publikationen in Zeitschriften und CDs.

Anno Bechte, * 1977 in Bonn, Germanist, arbeitet u.a. als freier Journalist.

Markus Berger, * 1974 in Kassel, ist freischaffender Sprachkünstler und Schriftsteller (Prosa, Lyrik, Essay). Lesungen und Vorträge im In- und Ausland. Lebt im nordhessischen Knüllgebirge bei Kassel.

Ulrich Bergmann, *1945 in Halle/Saale, Lehrer, Erzähler, lebt in Bonn

Werner Brand, * im Hunsrück, Schulzeit in Trier, Studien- und erste Berufsjahre in Bonn; lebt seit 1996 schreibend, malend, sich und andere fortbildend in der vierten Heimat zwischen Niederrhein, Westmünsterland und Achterhoek

Arthur Breinlinger, * 1943 in Minden. Studium in Bonn. In den 60er und 70er Jahren Rezensent von Lyrik-Lesungen in Bonn. 1969/1970 entstand das Buch *Vom Raben Was* (Texte und Zeichnungen).

Reinhold Budde, * 1939 in Breslau, neubegierig, macht Bilder und Texte für Freunde: Hallo!

M. S. Chazara, * 1951 in Fulda, Psychoanalytiker, Schauspieler. Schreibt seit mehr als 20 Jahren Lyrik. Lebt seit 1999 in Tel Aviv.

Tina Deeg, * 1981 in Ludwigsburg. Sie schreibt seit acht Jahren. 2002 Veröffentlichungen in einer Anthologie (U-books, Dark Poets II - Traumsplitter).

Doris Diestelmaier-Haas, Übersetzungen aus dem Französischen, darunter Molière, Maupassant, Perrault. Zahlreiche Lyrik- und Prosabände, meist mit eigenen Illustrationen. Auch als bildende Künstlerin und Kunstdozentin tätig.

Stefanie Golisch, *1961 in Detmold, Germanistikstudium und Promotion; literaturwissenschaftliche und literarische Buch- und Aufsatzveröffentlichungen, lebt in Italien.

Therese Grothues, keine näheren Angaben verfügbar

Matthias Hagedorn, * 1956 , lebt in Mühlheim/Ruhr. Seit 1974 als Lektor im Bereich Kulturmanagement tätig. Essayist in den Bereichen Hörspiel, Literatur und Bildende Kunst. Arbeitet vorzugsweise in Teams.

Bernhard Hagemeyer, * 1939 in Bottrop, war beratend tätig, trägt den Ring einer Dichterin, genießt die Befreiung von terminlicher Fremdbestimmung und findet jetzt interessante Texte.

Ines Hagemeyer, * 1938 in Berlin, Emigration nach Montevideo, Uruguay, lebt jetzt in Bonn, Lyrikerin.

Sabine Imhof, * 1976 in Brig/Schweiz. Veröffentlichung von Lyrik und Prosa in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Sie lebt derzeit in Basel.

Ursula Koch, * 1944. Stationen: Berlin, Mainz, Ouagadougou (Burkina Faso), heute: Ostwestfalen. Veröffentlichungen zu interessanten Frauengestalten u.ä.

Rita Kupfer, * 1949, Lyrik in Anthologien, Einzelveröffentlichungen, literarische Objekte

Bertram Kuzzath, eigentlich Hubert Katzmarz, geb. 1952 in Recklinghausen, gest. 2003 in Bonn, Wegbereiter des **Dichtungsrings**, lebte als freier Schriftsteller.

Thomas Laessing, * 1961, lebt in Kusel (Rheinland-Pfalz). Seit 2004 Lyrik und Kurzgeschichten in Anthologien und Magazinen.

Bernardo Mendoza-Rodó, * 1932 in Medellín / Kolumbien, Architekt, lebt seit 1981 in Vinaroz / Spanien.

Andrea Miesenböck, * 1978, aufgewachsen in Linz/Österreich. Schreibt seit etwa zwei Jahren Lyrik, Lyrische Prosa und kleine Erzählungen. Empfindet Sprache als Faszination der leiseren Art.

Frank Milautzcki, * 1961 in Miltenberg. Studium der Sozialarbeit in Frankfurt am Main. Als Gitarrist in verschiedenen Rock- und Punk-Gruppen. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Barbara Mundt, * 1950 an der Bergstraße, Sozialpädagogin, jetzt freiberuflich tätig, Gedichte und Kurzprosa in Literaturzeitschriften, lebt im Westerwald und in Portugal.

Siegfried Mundt, * 1940 in Wismar, Schiffbauer i. R., Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, ein Roman, lebt im Westerwald und in Portugal.

Paul Murphy, * 1956 in Belfast, vielsprachiger Literaturwissenschaftler

Carina Nekolny, * 1963 in Linz, Hochschulstudium in Graz & Wien. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien. 2004: Theater Spielraum/Wien: Von Unzucht und Sinnverwirrung (Dramatisierung der Dissertationsquellentexte). KünstlerInnengruppe ahoj.

Andreas Noga, * 1968 in Koblenz, lebt in Alsbach (Westerwald). Lyrikredakteur der Autorenzeitschrift „Federwelt“. Freier Mitarbeiter der Lyrikzeitschrift „Faltblatt“. Schreibt Lyrik, Rezensionen, gelegentlich poetologische Essays und Kurzgeschichten.

Nicolas Jan del Nowack, * 1961 in Hamburg, Studium der Medizin, Sprachen, Literatur- und Theaterwissenschaft, Arzt und Schauspieler, zahlreiche Veröffentlichungen in TV, Radio, Film, Fach- und Printmedien, lebt in Salzwedel und Hamburg.

Reinhild Paarmann, * 1950 in Berlin. Seit 1977 Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in verschiedenen Zeitschriften und Anthologien.

Manfred Pricha, * 1954 in Altötting, lebt in Bochum. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien, CDs.

Queneauth ist ein Heteronym des Romanisten K. Alfons Knauth. 1981 Mitbegründer der Literaturzeitschrift **DICHTUNGSRING**. Dessen obras completas sind mischsprachige Mikrotex te. Er schrieb u.a. "Literaturlabor. La muse au point. Für eine neue Philologie".

Francisca Ricinski-Mari enfeld, * 1943 in Rumänien, seit 1980 im Rheinland, Journalistin und Übersetzerin, Autorin von Lyrik, Kurzprosa, Theaterstücken und Kinderbüchern.

Arthur Rimbaud, 1854 - 1891. Er war und ist Wegbereiter und Inspiration für nachkommende Dichtergenerationen, zunächst in Frankreich und Deutschland, später weltweit.

Günter Ruch, * 1956. Lebt in Sinzig/Rhein. Grafiker und Journalist. Romanautor ("Die Farbe der Nacht" und "Genovefa").

Anna Ruchat, * 1959 in Zürich, aufgewachsen im Tessin und in Rom. Studium der Philosophie und der deutschen Literatur. An der europäischen Übersetzerschule in Mailand tätig. Zahlreiche Übersetzungen ins Italienische.

Horst Saul, * 1931 in Hennef/Sieg, Arzt; Lyrik, Kurzprosa und Essays in Einzelveröffentlichungen und Literaturzeitschriften, lebt im Ahrtal

Susanne Schmincke, * 1955 in Northeim, Zahnärztin in Koblenz, schreibt überwiegend Kurzprosa, Veröffentlichungen in verschiedenen Literaturzeitschriften

Tobias Sommer, * 1978 in Bad Segeberg (Schleswig-Holstein). Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Armin Steigenberger, * 1965 in Nürnberg, Architekt und IT-Spezialist, seit 2001 freier Schriftsteller, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, lebt in München.

Ulrike Tisch, * 1969 in Deutschland, studierte Physik in Aachen und Haifa. Wissenschaftlerin und Schriftstellerin, lebt in Israel.

Seba Velo Bueno, Rapper, lebt in Stuttgart.

Renate Voswinkel, * 1941, lebt seit 1992 im Westerwald. Beraterin von Einzelnen und Gruppen, schreibt Lyrik und Kurzprosa. Veröffentlichungen in Zeitschriften, verschiedene Lesungen.

Ingeborg Wick, * 1946 in Düsseldorf, lebt in Bonn. Seit vielen Jahren Fotografin, seit kurzem Bildhauerin.

Gerd Willée, * 1946, lebt in Bonn, kommuniziert gern.

eje winter, * 1941, Kriegskind, trotzdem literarische Veröffentlichungen im In- und Ausland.

Gisela Zimmer, * 1949, Fotokünstlerin, lebt in Köln.

Franzky-Schmuck
Goldschmied
Brüdergasse 24
53111 Bonn
0228 - 9085850
www.franzky.de



Ich finde das Schöne
Es kann Sie verwandeln



Ferien in Algarve

Im **Januar** die Mandelblüte bestaunen

Im **Mai** wandern, Boot fahren

Im **August** an einsamen Stränden im Atlantik baden

Im **Oktober** Städte besichtigen, Fado hören

Im **Dezember** die Sonne genießen

Fahrrad fahren, Shoppen, Segeln, genießen ...
... das ganze Jahr

Gute Gründe für einen Urlaub
an Portugals sonniger Küste

Unser Ferienhaus für Ihren Urlaub
fernab des Touristenrummels

Info unter: <http://ferienhaus-in-algarve.de/>

e-mail: barbara.mundt@gmx.net

Tel: 0049-02639-960276 bzw. 00351-289-702898

Allee-Apotheke

Cornelia Grigutsch

Baumschulallee 1

53115 Bonn

0228 - 63 77 61

Ihre Apotheke im Schnittpunkt
zweier Alleen



Nicht nur der Blick aus unserem
Wartezimmer beruhigt ...



Dr. Ilona Keller
Zahnärztin
Am Hofgarten 1
53113 Bonn
0228 - 218557

Zessibong

Accessoires & Geschenke

Bonngasse 16

53111 Bonn

Tel.: 0228 - 9814521

Mo - Fr 10.00 - 19.00

Sa 10.00 - 18.00

www.zessibong.de



S.O.S Eine Zukunft für Tiere

Wir geben großen und kleinen Hunden, die sonst getötet würden, eine Chance zu überleben. Bitte unterstützen Sie unseren gemeinnützigen Verein mit einer Spende.

Tierschutzprojekt in Portugal

Wir vermitteln gesunde, geimpfte Tiere an ausgesuchte Besitzer in Deutschland. Wir erledigen alle nötigen Formalitäten und transportieren die Tiere selbst.

S.O.S. Animais sem Futuro Assoc.

Werden Sie Pate für ein Tier:

Mit 15 € unterstützen Sie Pflege und Genesung eines unserer Schützlinge. Sie erhalten eine Urkunde, Berichte und Spendenbescheinigung. **Besuchen Sie Ihr Patenkind auf unserer Quinta.**

Weitere Informationen: <http://www.spikinet.com/>

e-mail: info@spikinet.com

Spendenkonto Verwendungszweck: SOS Animais

P.Lang, BLZ 370 800 40, Dresdner Bank Köln, Kto.Nr. 0502641600

MATRIX

Zeitschrift für Literatur und Kunst

Erscheint alle drei Monate. Preis des Einzelheftes: 8,00 €, zuzügl. Porto- u. Versandkosten. Das Jahresabo kostet 28,00 € (vier Hefte inkl. Versand).

Über Ihr Interesse als Leser, Abonnent, Sponsor oder Rezensent freuen wir uns!

POP-Verlag, Redaktion MATRIX Postfach 0190, 71601 Ludwigsburg

pop-verlag@gmx.de

MATRIX 4/2006 (6)
Zeitschrift für Literatur und Kunst



das **LIEST** **IST**
unverküppelt **KLAR**
ich **SEH** es **immer**
nie **flüchtiger**
ICH **KANN** **immergehör**
im **DAS** **Pod** **verdrückt**
schon **kein** **Stanzkuchen**
dort **FREMOEGEHEN**

Angst

Hans Müller, Micaela Caraceni, Dieter Schleich, ...
Nicola Bressan, Hans Vanders, Walter Wollst, Georgey Cracks, Gerald Meyer,
Wend Sennar, Rodica Draghiciu, Theo Stener u.a.

Herausgegeben von
Dietrich Marlow-P. Kroppe,
Wolfgang Wimmer

POP
VERLAG

MATRIX 2/2006 (4)
Zeitschrift für Literatur und Kunst



[H]ero[t]ische Spiele

Horst Sanjose, Valérie Roussier, Hellmut Selzer, Leo Gillesen,
Sue Hellen, Rodica Draghiciu, Matthias Hagenborn u.a.

POP
VERLAG

Herausgegeben von
Dietrich Marlow-P. Kroppe, Julia Welber, Martin Kambin

Matrix ist eine Veröffentlichung des POP-Verlags

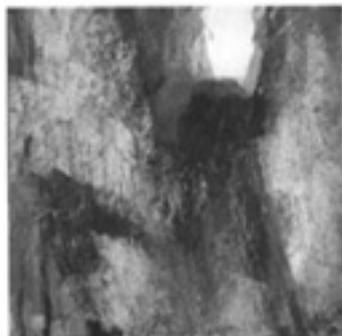
www.edition-matrix.com

www.pop-verlag.com

158

POP
VERLAG

Neu im POP-Verlag



Chantal Danjou

BLAUES LAND



Ulrich Bergmann

KRITISCHE KÖRPER



**POP
VERLAG**



Armin Steigenberger
gebrauchsanweisung für ein vaterland



Valérie Rouzeau

NICHT WIEDERSEHEN



eje winter

LIEBESLAND



POP-Verlag, Postfach 0190, 71601 Ludwigsburg

www.edition-matrix.com

www.pop-verlag.com

Andreas Noga

Märchen

du

ich

wir

beide zusammen
gekommen

wenn nicht gestorben

vögelnd

noch heute

bernardo mendoza-rodó

rincón

él con ella
ella con él

él con él
ella con ella

yo con ella
ella con yo

yo con yo

coño



